Hallesche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen für Anhalt und Thüringen.

1917 Nr. 512 — Jahrgang 210

Bezugspreis für Halle u. Vororte 3.25 Mk. Durch die Post bezogen 3.50 Mk. für das Vierteljahr, monatlich 1.20 Mk. Die Hallesche Zeitung erscheint wöchentlich dreizehnmal. — Gratis-Beilagen: Hallescher Courier (tägl. Feuilletonbeil.), Jll. Unterhaltungsblatt (Sonntagsbeil.), Landw. Mitteilungen, Jllustr. Modenbeilage, Sächsische Provinzialblätter, Kinderbeilage (Für die junge Welt)

Sonntag-Ausgabe

Anzeigegebühren für die sechsgespaltene Kolonelzeile oder deren Raum 30 Pfennig. Reklamen am Schluß des redaktionellen Teils die Zeile 100 Pfennig. Anzeigenannahme bei der Geschäftsstelle in Halle (Saale) und bei allen bekannten Annoncen-Expeditionen. Postscheckkonto: Leipzig Nr. 20512

Geschäftsstelle in Halle (Saale): Leipziger Straße Nr. 61/62. Fernruf 7801 (während der Geschäftsstunden). Nach Geschäftsschluß: Schriftleitung 5610, Geschäftsstelle 5608 und 5609. Hauptschriftleiter: Dr. H. Simon, Halle

Sonntag, 7. Oktober 1917

Geschäftsstelle in Berlin und Berliner Schriftleitung: Bernburger Straße 30. — Fernruf Amt Kurfürst Nr. 6290. Druck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale)

Die Deutsche Vaterlandspartei im Reichstage

Die ungeheuren Verluste der Engländer

Berlin, 6. Okt. Die ungeheuren blutigen Verluste der Engländer bei ihren ergebnislosen Entscheidungskämpfen vom 4. Oktober bestätigen sich. In die dichten Massen der tief gegliederten Sturmtruppen — allein beim Frühangriff wurden rund 100 000 Mann auf einer Breite von 15 Kilometer angesetzt — schlug unser vernichtendes Sperr- und Maschinengewehrfeuer, von dem auch die dichtauf folgenden Reserven gefaßt wurden. Im späteren Verlauf des Kampfes räumte unser von vielen Stellen aus einsetzendes Maschinengewehrfeuer furchtbar unter den englischen Sturmkolonnen auf. Dasselbe Schicksal erlitten bei zweimaligem blinden Vorgehen südlich Passchendaele und beiderseits der Straße Ypern-Menin erneut in den Kampf geworfene frische Kräfte des Feindes. Die englischen Berichte versuchen dem eigenen Volk die Verluste als „unglaublich gering“ darzustellen, wie die „Daily Mail“ sich ausdrückt. Die Berichte über die englischen Verluste sind allerdings unglaublich. Der stereotypen Behauptung dieser Berichte steht eine öffentliche Zusammenstellung der englischen Verluste gegenüber, nach der die Verluste der großen Kämpfe im August und September über die Maßen hoch gewesen sein müssen. So betrug die Zahl gefangener, verwundeter und vermißter Offiziere an einem Tage 511, einem anderen Tage über 400. Diese Zahlen bedeuten die größten Offiziersverluste, die während des ganzen Krieges an einzelnen Tagen gemeldet wurden.

Am 5. Oktober steigerte sich an der Flandernfront nach vorübergehend verheerendem starken Feuer von Mittag an die Artillerietätigkeit auf dem Kampffeld von Poelcapelle bis zum Kanal von Hollebeke bis zu heftigen Feuerüberfällen und ging abends mehrfach zum Trommelfeuer über, das besonders zwischen Zonnebeke und Gheluvelt von besonderer Stärke war. Feindliche Infanterieangriffe erfolgten nicht. Schwächere Patrouillen, die westlich Poelcapelle und nordwestlich Becelaere vorgingen, wurden abgewiesen. Während der Nacht hielt zwischen Langemarck und Hollebeke das feindliche Zerstörungsfeuer in großer Stärke an.

Belgische Ortschaften und Städte weit hinter der Front erhielten wiederum ohne ersichtlichen Grund planmäßigen Beschuß.

Im Artois und in der Gegend St. Quentin wurden bei zeitweise lebhaftem Feuer wiederholt vorgehende feindliche Patrouillen abgewiesen. Eigene Partrouillen brachten nördlich Villers-Plouich Gefangene ein.

Nordöstlich Reims ging nach tagsüber starkem Beschuß unserer Stellungen gegen 7 Uhr 30 Min. das Feuer in kurzes heftiges Trommelfeuer über. Ein bald darauf erfolgender Angriff französischer Stoßtrupps scheiterte in unserem Sperrfeuer.

Beiderseits der Maas war bei stürmischem Wetter und Regen die Gefechtstätigkeit tagsüber geringer. Unsere Stoßtrupps nahmen östlich Samorneux feindliche Gräben in 1300 Meter Breite und brachten eine größere Anzahl Gefangene ein. An weiteren vier Stellen der Verdunfront kehrten unsere Patrouillen ebenfalls mit über 20 Gefangenen aus der feindlichen Stellung zurück.

An der Ostfront lebte stellenweise, besonders an der unteren Donau, die Artillerietätigkeit auf.

In Mazedonien wurden östlich des Prespasees und des Doiransees feindliche Erkundungsabteilungen abgeschlagen. Desgleichen scheiterte ein englischer Teilvorstoß nordöstlich des Doiransees bei Akindzali nach lebhaftem Kampf.

Hindenburg über unser Preußentum

Berlin, 6. Okt. Auf das vom Präsidenten des Abgeordnetenhauses an den Generalfeldmarschall v. Hindenburg gerichtete Geburtstagstelegramm ist folgende Antwort eingegangen: „Dem preußischen Abgeordnetenhause herzlichen Dank für die Glückwünsche und das Vertrauen. Daß unsere Feinde Sturm laufen gegen unser Preußentum und seine Vernichtung als wichtigstes Kriegsziel auf ihre Fahne geschrieben haben, ist seine beste Rechtfertigung vor aller Welt. v. Hindenburg.“

Bulgarischer Heeresbericht

Sofia, 6. Okt. Mazedonische Front: An der ganzen Front schwache Artillerietätigkeit, die etwas lebhafter östlich des Wardar war. Mehrere kurze Feuerorkane im Cernabogen. Im Strumatal Patrouillentätigkeit. Eine Aufklärungsabteilung in der Nähe der Strumamündung wurde durch Feuer verjagt. Im Wardar- und Strumatal lebhafte Fliegertätigkeit.

Rumänische Front: In der Nähe von Tulcea und Isaccea und östlich Galatz Artilleriefeuer. An der Serethfront drangen unsere Aufklärungsabteilungen in die feindlichen Stellungen ein und kehrten mit Gefangenen und einem Maschinengewehr zurück.

Türkischer Heeresbericht

Konstantinopel, 6. Oktober. Amtlicher Tagesbericht: Sinaifront: Im rechten Flügel schwoll das Artilleriefeuer und Minenwerferfeuer zu noch größerer Heftigkeit an. In der Nacht vom 3. zum 4. Oktober versuchte der Feind in Stärke von zwei Kompagnien gegen unseren rechten Flügel vorzugehen, wurde aber durch unser Feuer zum schleunigen Rückzug gezwungen und von unseren Patrouillen verfolgt, wie an verschiedenen anderen Stellen.

Mazedonische Front: Hervorbrechende englische Patrouillen wurden durch unser Feuer zurückgetrieben. An den übrigen Fronten keine besonderen Ereignisse.

Abendbericht des Großen Hauptquartiers

Berlin, 6. Okt., abends. (Amtlich.) Im Westen bei regnerischem Wetter nichts Besonderes. — Im Osten örtliche Kämpfe am Sereth in der Bukowina.

Der österreichische Generalstabsbericht

Wien, 6. Okt. Amtlich wird verlautbart:

Im Gabriele-Abschnitt brach ein in den Abendstunden angesetzter italienischer Angriff zusammen. Sonst von keinem Kriegsschauplatz Besonderes zu melden.

Der Chef des Generalstabes.

Der Hilfskreuzer „Seeadler“ gestrandet?

Der französische Schoner „Lutece“ erbeutet

Washington, 5. Okt. (Reuter.) Nach einem Telegramm aus Totoila (Samoa-Inseln) an das Marinedepartement kam dort ein offenes Boot mit dem Kapitän des amerikanischen Schoners „C. Slade“ an. Dieser teilt mit, daß der deutsche Hilfskreuzer „Seeadler“ am 2. August bei Mopol (Nord-Howe-Inseln) gestrandet und von der Bemannung verlassen worden sei. Einige Zeit später habe die Bemannung eine Motorschaluppe und den französischen Schoner „Lutece“ erbeutet, die sie bewaffneten und mit denen sie am 21. August bezw. 5. September in See stach. Bevor der „Seeadler“ strandete, hatte er die amerikanischen Schoner „C. Slade“, „A. B. Johnson“ und „Manila“ in den Grund gebohrt.

Die erste Nachricht über die Tätigkeit des „Seeadler“ tauchte Ende März d. Js. in englischen und französischen Zeitungen auf. Bis dahin hatte der „Seeadler“ bereits 11 Schiffe versenkt. Die Besatzungen dieser Schiffe, ungefähr 200 englische, französische und italienische Matrosen, sind Ende März auf der französischen Bark „Cambronne“ in Rio de Janeiro angekommen. Der „Seeadler“ war nichts als eine in ein Kriegsschiff umgewandelte, gekaperte amerikanische Bark, die im August 1915 mit einer Ladung Baumwolle von New-York nach Archangelsk unterwegs war und bei dieser Gelegenheit von deutschen Schiffen nach Kuxhaven aufgebracht worden war. Der Kommandant des „Seeadler“ ist bekanntlich Graf Felix v. Luckner.

Daß die Besatzung des „Seeadlers“ nach der Strandung des Schiffes sich in den Besitz eines neuen Schiffes gesetzt hat und seine Heldenfahrt fortsetzt, ist ein neuer Beweis für den Wagemut und den Unternehmungsgeist unserer wackeren Seeleute.

Rußland von einer neuen Gegenrevolution bedroht

Petersburg, 5. Okt. (P. T. A.) In einer Vollsitzung des Arbeiter- und Soldatenrates wurde die Wiederwahl eines Vollzugsausschusses beschlossen. Darauf wurde eine Entschließung angenommen, in der es heißt: „Das Land wird von einer neuen Gegenrevolution bedroht, denn die Organisation der kapitalistischen Gegenrevolutionäre besteht weiter, beispielsweise in Moskau, wo gegenwärtg eine Konferenz von Politikern stattfindet, auf die sich die Bewegung Kornilows stützte. Die künstlich gebildete demokratische Konferenz ist unfähig, die Frage der Regierungsgewalt zu lösen. Das Vorparlament, in dem die konservativen Elemente überwiegen werden, wird nur ein Vorwand für neue Vergleichung mit der Bourgeosie sein. Die Gegenrevolution wird nur durch die Mittelpunkte der revolutionären Demokratie und ähnlicher Organe beseitigt werden können.“ Soldatenräte finden statt, um über ein gemeinsames Vorgehen zu beraten.

Kerenski und die Eisenbahner

Petersburg, 5. Okt. Der Vorsitzende des Ausstandsausschusses der Eisenbahner sandte gestern an alle Bahnlinien ein Telegramm, wonach mit Rücksicht auf die Langsamkeit, mit der die Regierung die Frage der Lohnerhöhung behandelt, in der Nacht zum 7. Oktober um Mitternacht der gesamte Zugverkehr, mit Ausnahme der Militär- und Munitionszüge, eingestellt werden soll. Gestern abend veröffentlichte Kerenski einen Mahnruf an alle Eisenbahner, das Unglück des Vaterlandes nicht durch unbesonnene Handlungen weiter zu vergrößern, sondern einige Tage zu warten, da die Frage unverzüglich entschieden werden soll.

Der Schiffsraummangel in Amerika

Washington, 5. Okt. (Reuter.) Der Senat nahm eine Bill an, die die Regierung ermächtigt, ausländische Schiffe für die Küstenfahrt, außer nach Alaska, zu chartern, und zwar auf Kriegsdauer und 120 Tage danach.

Wozu der Lärm

Die „Berl. Pol. Nachr.“ gelten seit den Tagen Schweinburgs als eine jener offiziösen Alarmtrommeln, mit denen die Regierung hinter den Kulissen auf die Oeffentlichkeit zu wirken versucht. Nun fand sich dieser Tage darin eine Veröffentlichung über Regierungs-Maßnahmen zur Durchsetzung der neuen preußischen Wahlrechtsvorlage. Man wird also in der Annahme kaum fehlgehen, daß man es hier mit einem halbamtlichen Wink an das preußische Abgeordnetenhaus zu tun hat. Freilich kann man mit dem besten Willen diesen Wink nicht gerade für „staatsmännisch“ ansehen. Die offiziöse Ermahnung mutet weit mehr an als das, was man im gewöhnlichen Leben einen „Wink mit dem Zaunpfahl“ nennt. Die Auslassungen erinnern unwillkürlich an die Preßerzeugnisse aus den Konfliktstagen der Kanalvorlage. Wenn einmal ein Parlament anderer Meinung ist als die Regierung, dann sollte man doch nicht immer gleich zum Korporalstock greifen. Auch das nationalliberale Parteiorgan, die „Nationallib. Korrespondenz“, bezeichnet das Vorgehen der Regierung in diesem Falle — immer vorausgesetzt natürlich, daß die „Berl. Pol. Nchr.“ in ihrem Namen sprechen — als eine „außerordentlich unkluge Politik“. „Der Versuch“, wird dort ausgeführt, „die freie Entschließung des Abgeordnetenhauses unter Druck und unter Zwang zu setzen, würde weder politischer Klugheit entsprechen, noch auch der Bedeutung des Abgeordnetenhauses angemessen sein.“ Das ist ganz unsere Meinung. Die Ausführungen der „B. P. Nachr.“ sind aber auch nicht korrekt.

„Nachdem durch den Erlaß des Königs vom 11. Juli d. J. die Einführung des gleichen Wahlrechtes in feierlicher Form zugesichert ist,“ heißt es in der Veröffentlichung wörtlich, „ist mit unbedingter Sicherheit zu erwarten, daß die Regierung alle verfassungsmäßigen Mittel anwenden wird, um die Durchführung des gleichen Wahlrechtes sicherzustellen.“ Mit Verlaub, das ist denn doch eine Interpretation der Königlichen Kundgebung, die ihr weder innewohnt noch innewohnen konnte. In jenem Erlaß vom 11. Juli ist von einer „Zusicherung der Einführung des gleichen Wahlrechts“ nicht die Rede; es ist dort nur bestimmt, daß der dem Landtage zur Beschlußfassung vorzulegende Gesetzentwurf wegen Abänderung des preußischen Wahlrechtes „auf der Grundlage des gleichen Wahlrechtes“ aufzustellen sei; und weiter, daß „die Vorlage jedenfalls so frühzeitig einzubringen sei, damit die nächsten Wahlen nach dem neuen Wahlrecht stattfinden könnten“. Mehr als die Einbringung des Gesetzentwurfes konnte die Krone auch gar nicht versprechen; denn zur Durchbringung eines preußischen Gesetzes ist nach der Verfassung das Zusammenwirken von drei Faktoren notwendig: der Krone, des Hauses der Abgeordneten und des Herrenhauses. Versagt eines der beiden Häuser seine Zustimmung, so ist der Gesetzentwurf für die laufende Sitzungsperiode vorläufig erledigt.

Die Zustimmung des Abgeordnetenhauses ist aber in diesem Falle zum mindesten — höchst unsicher. Bisher hat jedenfalls stets eine erdrückende Mehrheit sich mit Entschiedenheit gegen das gleiche Wahlrecht ausgesprochen. Ich kann mir kaum denken, daß die Fraktionen seit dem 11. Juli plötzlich anderen Sinnes geworden sind. Ein überzeugender, sachlicher Grund dafür liegt meines Erachtens nicht vor. Man übersehe doch dabei auch nicht, was es für Umstände im Grunde genommen waren, die diese Kundgebung vom 11. Juli ausgewirkt haben. Am Ende pfeifen es doch die Spatzen von den Dächern, daß Herr von Bethmann, als er am Mittwoch, den 11. Juli, schon sein Totenglöcklein hörte, nur mit dem Versprechen des gleichen Wahlrechtes sich noch vierundzwanzig Stunden Galgenfrist erkauft hat! Und weiter hat die Oeffentlichkeit heute ein Recht darauf, zu erfahren, daß der Reichskanzler zu derselben Stunde von der Tatsache einer völligen Einigung der vier großen Parteien des Abgeordnetenhauses über eine Wahlrechtsvorlage auf der Grundlage der Pluralwahl aus Anlaß der Osterbotschaft bereits genau unterrichtet war! War es da im Sinne des Burgfriedens, der Krone anzuraten, diesen letzten, höchsten Gegentrumpf ohne jedes Zugeständnis seitens der Linken auszuspielen? Selbst der demokratischen „Vossischen Zeitung“ war dieser Abschluß des Bethmannschen Dramas denn doch etwas — zu effektvoll!

Immerhin kann ich mir denken, daß es Leute gibt, die in ein paar Monaten demokratisch umzulernen vermögen, und die heute in ihrer Stubenangst vor dem Phantom einer Revolution ihre frühere Ueberzeugung auf dem Altar des gleichen Wahlrechtes zu opfern bereit sind. Wenn der Sturmwind aufkommt, drehen sich gemeinhin die Wetterfahnen schneller, als in ruhigen Tagen. So ist es

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191710071-19/fragment/page=0001

mich heute. Aber berechnen wir einmal zahlenmäßig den Stand der Partie bei einer Gesamtzahl von 443 Abgeordneten. Sicher eingeschrieben auf das gleiche Wahlrecht sind heute nur Fortschritt (40), Polen (12), Sozialdemokraten (10), Dänen (2). Das sind 64 Stimmen. Das Zentrum (103) scheint überwiegend für das gleiche Wahlrecht zu sein, wenn sich auch von Tag zu Tag die Kundgebungen in Zentrumskreisen dagegen erheblich gemehrt haben. Aber selbst wenn das gesamte Zentrum geschlossen für das gleiche Wahlrecht stimmen sollte — es ist das aber sicherlich nicht der Fall — so ließen sich im ganzen Hause zunächst doch nur 167 Stimmen dafür herauszählen. Es würden also an der absoluten Mehrheit noch 55 Stimmen fehlen, die aus den nationalliberalen und freikonservativen Fraktionen zusammengebracht werden müssen. Auf der Gegenpartie darf als sicher angenommen werden, daß die deutsch-konservative Fraktion (148) geschlossen gegen das gleiche Wahlrecht stimmen wird.

Leichter wird die Zustimmung des Herrenhauses zu erreichen sein. Die Regierung hat ein einzigartiges Machtmittel in dem unbeschränkten Pairschub zur Verfügung, um die Opposition gegen das gleiche Wahlrecht niederzustimmen. Die Krone kann jederzeit von diesem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch machen.

Im Falle der Ablehnung des gleichen Wahlrechtes durch das Abgeordnetenhaus bleibt der Regierung, wenn sie das Gesetz durchaus erzwingen will, nach der Verfassung nur der Appell an die Wähler übrig. Die „Berl. Pol. Nachr." drohen schon heute, noch ehe die Wahlrechtsvorlage überhaupt bekanntgegebeg ist, mit der „Auflösung" des Hauses. Sie gehen damit in ihrem Eifer und ohne Not noch über den Erlaß vom 11. Juli d. Js. hinaus; sie sind päpstlicher als der Papst. Auch übersehen sie, daß die Anwendung dieses äußersten Mittels zurzeit gar nicht notwendig ist, da die Legislaturperiode mit diesem Frühjahr sowieso abläuft. Ohne eine Verlängerung der Legislaturperiode würde dann innerhalb von 60 Tagen eine Neuwahl nach dem alten Wahlmodus zu erfolgen haben. Sicherlich wäre das in anderen Zeiten der korrekteste Weg, die öffentliche Meinung über das gleiche Wahlrecht zu ergründen.

Nun ist aber Krieg; und da haben wir am Ende notwendigere Dinge zu tun, als das Volk mit Wahlrechtsfragen aufzuregen, zumal die waffenfähigen Männer am Mitwählen behindert sind. Es bleibt also nur die Verlängerung der Legislaturperiode des Landtages übrig, zumal bei knappester Berechnung der Zeit die endliche Entscheidung über die Wahlrechtsfrage kaum vor August nächsten Jahres zu erwarten steht. Was aber, wenn dann die Vorlage abgelehnt wird?

Die „Berl. Pol. Nachr." kommen dabei zu folgendem orakelhaften Ausweg: „Sollte wider Verhoffen im Abgeordnetenhause", so schreiben sie, „die gleiche Wahl auf Schwierigkeiten stoßen, so wird zweifellos dessen Auflösung beschlossen werden. Die Ausführung des Beschlusses müßte, sofern er in die Kriegszeit fällt, vielleicht allerdings bis zu einem Zeitpunkte aufgeschoben werden, zu welchem Neuwahlen für das Abgeordnetenhaus angängig erscheinen. Aber der Beschluß selbst würde unmittelbar gefaßt und verkündet werden. Welche Konsequenzen sich aus einer solchen Sachlage für die Stellung der Regierung zum Abgeordnetenhause und für den Wirkungskreis des letzteren ergeben, bedarf der näheren Darlegung nicht." Schade, daß diese nähere Darlegung nicht erfolgt ist; denn ich muß zu meiner Schande bekennen, daß ich die drohende Schlußgeste nicht ganz verstehe. Mir geht dabei immer der schöne Vers aus der „Preziosa" im Kopfe herum:

„Herrlich!! Etwas dunkel zwar,
Aber es klingt recht wunderbar!"

Daneben habe ich als konservativer Abgeordneter das eigentümliche Gefühl, das Mephistopheles in die Worte kleidet: „Du glaubst gar nicht, wie grob du bist, mein Freund!"

Die Weisen der „Nationallib. Korrespondenz" haben auch darüber nachgegrübelt und interpretieren den geheimnisvollen Satz bündig und vielleicht zutreffend mit: „Das Abgeordnetenhaus wird sofort kaltgestellt, falls es die Vorlage nicht nach Wunsch behandelt!" Es erhebt sich dann aber von selbst die weitere Frage: Soll die Volksvertretung in Preußen überhaupt außer Kraft treten? Wäre das gemeint, dann, fürchte ich, hat sich jetzt jener Tintenkobold in die Redaktionsstube der „Berl. Pol. Nachr." verirrt, der in den Hundstagen das gefährliche Wort von „Oktroyierung" des gleichen Wahlrechtes, also den Staatsstreichgedanken in das „Berl. Tagebl." eingeschmuggelt hatte. Ebenso barock aber wäre auch der Gedanke, daß ein so zum Tode verurteiltes und zur Opposition gestelltes Abgeordnetenhaus die verfassungsmäßig notwendigen Geschäfte weiter besorgte. Damit würde die Agitation für den kommenden Wahlfeldzug im Parlament und im Lande in Permanenz erklärt werden!

Infolge der innerpolitischen Wandlung der Regierung wird das Abgeordnetenhaus bei seiner Eröffnung gegen früher sicherlich ein stark verändertes Bild zeigen. Manchem Abgeordneten und vielleicht auch manchem Minister werden so krause Gedanken kommen, wie sie der selige Herr von Mühler hat, als er aus dem Bierhaus kam: „Rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht!" Ganz gewiß wird die Temperatur dort an sich schon nicht mehr behaglich sein. Ist es da nötig, durch offiziöse Blätter noch einheizen zu lassen, um sie so bis zum Unerträglichen zu steigern?

Und das nennt nun der Mensch „Burgfrieden!"

Dr. Irmer.

Englischer Heeresbericht

vom 5. Oktober morgens: Während der Nacht beschoß der Feind unsere neuen Stellungen östlich Ypern heftig, machte aber keinen weiteren Gegenangriff. Unsere Truppen waren damit beschäftigt, die genommenen Stellungen auszubauen. Ein feindlicher Stoßtrupp versuchte in der letzten Nacht nördlich Gouveaucourt in unsere Gräben zu dringen, wurde aber durch unser Gewehr- und Maschinengewehrfeuer mit Verlusten abgewiesen. Drei weitere Ueberfälle wurden vom Feind in der Nachbarschaft von Lens versucht; sie wurden abgeschlagen.

Französischer Heeresbericht

vom 5. Oktober nachmittags: Der Feind versuchte ohne Erfolg mehrere Handstreiche im Laufe der Nacht, besonders in der Champagne östlich der Butte-de-Souain gegen Michelbach. Heftige Artillerietätigkeit auf dem rechten Maasufer in Gegend Bezonvaux und bei der Höhe 344.

Deutscher Reichstag

Sitzung vom 6. Oktober

Am Bundesratstisch: Dr. Helfferich, von Stein, Schiffer, Graf Roedern, Wallraf u. a. — Präsident Dr. Kaempf eröffnet die Sitzung um 11 Uhr 15 Min. Auf der Tagesordnung steht zunächst die Interpellation der Sozialdemokraten betreffend die Agitation durch Vorgesetzte im Heere zu Gunsten alldeutscher Politik.

Abg. Landsberg (Soz.) begründet die Interpellation: Der alte Grundsatz, die Politik vom Heere fernzuhalten, ist im Kriege anscheinend aufgegeben worden, allerdings nicht völlig. Die Aufforderung an die Soldaten, den sozialdemokratischen Organisationen treu zu bleiben, ist verboten worden, ebenso eine Broschüre Stücklens. Die der Sozialdemokratie entgegengesetzte Politik dagegen wird nicht nur geduldet, sondern auch gefördert, so die des Alldeutschen Verbandes, des Ostmarkenvereins und des Unabhängigen Ausschusses für den deutschen Frieden, immer dieselben Leute. (Sehr richtig!) Nach drei Jahren Krieg maßt sich eine Partei in Deutschland an, daß allein bei ihr die Interessen des Vaterlandes in sicherer Hut sind, und an der Spitze dieser Partei stehen Männer, die unter dem Kriege noch nicht zu leiden hatten. (Sehr gut!) Sicherlich sind viele Idealisten auf den Leim der Vaterlandspartei hereingefallen. In unserer Liebe zum Vaterlande lassen wir uns von niemandem beschämen. Wir gehen aber nicht Ausland nach auf die Gefahr hin, Deutschland zu verlieren. (Sehr gut!) Diejenigen, die ihr Vaterland lieben, sollten bedenken, daß das Interesse Deutschlands besser durch Sprengung der furchtbaren Koalition gesichert wird, als durch Annexionen im Osten und Westen. Den leitenden Männern der Vaterlandspartei stehen ungeheure Mittel zur Verfügung. Sie machen ein gutes Geschäft und kaufen eine Zeitung nach der anderen an. Es sind das Männer, denen der Krieg ein gutes Geschäft abwirft. Durch den Ankauf von Zeitungen wollen sie die öffentliche Meinung verfälschen. Herrn Ludwig Thoma in München, der an die Brust der Konservativen gesunken ist, hätten seine jetzigen Freunde am liebsten wegen Hochverrat vor Gericht gezogen, weil er im Simplizissimus Karrikaturen von Franzosen zum Beweise deutscher Barbarei benutzte, und jetzt ist ihm alles Agent des Auslandes bezeichnet. Ein glänzender Schriftsteller kann dabei ein sehr trauriger Politiker sein. Die Reichstagsabgeordneten werden als Agenten des Auslandes bezeichnet. Scheidemann soll in englischem Solde stehen. Die Herren verstehen nicht, daß jemand aus anderen Motiven handeln kann. Den Reichstag nennen sie eine Idiotenanstalt. Die Deutsche Tageszeitung spricht von einer Hungerfriedensmehrheit. Die Herren haben kein Verständnis für die Not des Volkes.

Die Bestrebungen der Vaterlandspartei sind nicht die des deutschen Volkes. Das deutsche Volk will den Frieden, aber um den Preis einer Verstümmelung Deutschlands wollen wir den Frieden nicht erkämpfen. Wessen wir uns aber erwehren, wollen wir auch keinem anderen Volk zumuten. Wir wollen eine Sicherung Deutschlands durch eine innere Kräftigung und eine friedliche auswärtige Politik. Aus allen Teilen Deutschlands dringen Hilferufe an unser Ohr von Leuten, deren Vorgesetzte ihnen zumuten, gegen ihre Ueberzeugung mit der Vaterlandspartei zu denken. Ueberall werden Mitglieder gesammelt. An der Front werden Vortragserien veranstaltet. Selbst die Verwundeten und Kranken in den Lazaretten läßt man nicht in Ruhe. Wer für den Status quo ante eintritt, wird dabei als Landesverräter bezeichnet. Höhere Stellen mache ich für diese Sachen nicht verantwortlich. Der Kriegsminister unterstützt diese Agitation. Der Reichskanzler muß gegen diese Agitation Front machen. Er muß uns beweisen, daß er die Führung sich nicht aus der Hand nehmen läßt. Davon hängt Unendliches ab.

Kriegsminister v. Stein: Eine Agitation zu solchen Zwecken wird weder von mir noch von der Heeresleitung in der Armee geduldet. Es hat schon viele Mühe gekostet, die paar unbedeutenden Beispiele zusammenzubringen, die Herr Landsberg zusammengetragen hat. Eine Aufklärung in der Armee hat von Anfang an stattgefunden und findet heute noch statt, aber zu ganz anderem Zwecke. Es versteht sich von selbst, daß diese Aufklärung etwas anderen Charakter annehmen mußte, als der Krieg zum Stehen kam und die Lage in der Heimat schwieriger wurde. Der Soldat mußte aufgeklärt werden über die Ursachen des Krieges, die Absichten der Feinde und die Folgen eines verlorenen Krieges. Die Verhältnisse in der Heimat mußten ihnen klargelegt werden. Immer wieder wurde mit allerlei Lügen und Erfindungen gearbeitet, jetzt wird behauptet, daß zwischen Generalfeldmarschall v. Hindenburg und seinem Generalquartiermeister ernste Meinungsverschiedenheiten bestehen. Es gibt in der Armee keine zwei Leute, die in ihrer Ueberzeugung so übereinstimmen, wie Hindenburg und Ludendorff. Ich traue meinem deutschen Volke, daß es allen Versuchen, Zwietracht und Zank in seiner Mitte zu erzeugen, auch fernerhin Widerstand leisten wird. Bei uns wie bei unseren Freunden handelt es sich darum, die Siegeszuversicht und den Siegeswillen der Armee aufrecht zu erhalten, mit der sie in den Weltkrieg gezogen ist. Eine Armee ohne Siegeszuversicht und ohne Siegeswillen ist unbrauchbar.

Dr. Helfferich: Der Herr Reichskanzler ist mit dem Kriegsminister und allen militärischen Stellen darüber einig, daß Politik nicht in die Armee hineingetragen werden darf und nicht hineingetragen werden soll von keiner Seite, weder von Rechts noch von Links. Was die Zivilverwaltung betrifft, so muß es den Beamten selbst überlassen bleiben, innerhalb der Grenzen, die ihnen durch den Treueid gezogen sind, als Angehörige der staatsbürgerlichen Gemeinschaft ihre politische Gesinnung zu betätigen. Eine Grenze ist gezogen. Hier spreche ich im Namen und im Sinne des Reichskanzlers. Ein Beamter darf seine amtliche Stellung nicht dahin mißbrauchen, daß er auf Personen, die ihm unterstellt sind, oder sonstwie von ihm abhängen oder sich von ihm abhängig fühlen, einen Druck in politischer Beziehung ausübt. Wo gefehlt wird, wird der Reichskanzler für Remedur sorgen. Der Abg. Landsberg hat vom Reichskanzler eine Aeußerung über seine Stellungnahme zur Vaterlandspartei gefordert, und es ist im Zusammenhang damit stürmisch nach der Anwesenheit des Herrn Reichskanzlers verlangt worden. Sie werden mir aber zugeben, daß der Wortlaut der Interpellation keinen Anlaß gab, eine Auseinandersetzung darüber zu erwarten. Was den eigentlichen Gegenstand der Tagesordnung anbelangt, so kann, was ich gesagt habe, Sie wohl beruhigen. (Widerspruch.) Wenn Sie freilich nicht glauben, daß die Männer der Reichsleitung zu ihrem Wort stehen und ihre Zusicherungen wahr machen, so hat das Reden eigentlich gar keinen Sinn.

In der Besprechung der Interpellation erklärte Abg. Trimborn (Zentrum): Es läge eine Fülle von Material vor. Jede Parteipolitik im Heere bedeute eine Gefahr. Vom Heere dürfe aber die Politik auch nicht in die Bevölkerung hineingetragen werden, wie es mit dem Ausschlachten von Antworttelegrammen geschah. Von einer Differenz zwischen Hindenburg und Ludendorff haben wir bisher nichts gehört. Amtliche Begünstigung der Vaterlandspartei ist nicht zulässig. Schon die Annahme ist eine Verletzung für die anderen Parteien. Wir erstreben keinen Verzichtfrieden, sondern einen Frieden, der das Leben des deutschen Volkes und seiner Verbündeten vollauf verbürgt. Wir stehen einmütig hinter der Antwort auf die Papstnote.

Abg. Thoma: Die Forderungen der Neugründung können von jedem guten Deutschen unterschrieben werden. Der Protest gegen die Verzichtfriedensagitation im Heere ist ganz entschieden zu mißbilligen. Einige Aufklärung muß mit Takt und Vorsicht gehandhabt werden. Parteipolitik muß ausgeschlossen bleiben.

Abg. Graefe (Kons): Zahlreiche Freisinnige und Zentrumsangehörige schlossen sich der Vaterlandspartei an, selbst sozialdemokratische Stimmen gegen einen Verzichtfrieden wurden laut. Im Heere muß Aufklärung getrieben werden im Sinne des Siegeswillens. Das ist keine politische Agitation. Die Gründung der Vaterlandspartei war nötig durch das völlige Versagen aller Parteipolitik. Die heutige Interpellation hat das Gegenteil von dem erreicht, was sie beabsichtigte. Eine starke Regierung wird das Volk hinter sich haben.

Abg. Haas-Karlsruhe (F. Vp.): Unverantwortlicher Weise wird rein alldeutsche Parteipolitik in das Heer hineingetragen. Der Kriegsminister sprach gegenüber der Fülle des vorgebrachten Materials von ein paar mühsam zusammengesuchten Fällen. Wir hörten kein Wort der Ablehnung oder Empörung. Abhilfe ist nicht zu erwarten. Das Büchlein „Der feldgraue Friede", zu dem der Kriegsminister das Vorwort geschrieben hat, ist keineswegs so harmlos. Es sagt das Gegenteil von den Worten des Reichskanzlers, der gleichzeitig von Verständigung spricht. Das Heer kann diese Agitation nicht vertragen. Die wenigen Anhänger der Mehrheitsparteien, die zur Vaterlandspartei übergingen, werden bald merken, in welchem Geiste dort Politik gemacht wird. Bei einem Wahlkampfe würde die Rechte merkwürdige Dinge erfahren. Wir protestieren gegen die alldeutsche Agitation im Heer, die auch gegen die Reichsregierung gerichtet ist und verlangen von der Reichsregierung unbedingte Klarheit. Es gibt keine Partei, die nicht Vaterlandspartei ist. Unsagbar traurig sind zu einer Zeit, da draußen Angehörige aller Parteien schwer kämpfen, die Versuche, es so darzustellen, als ob der eine sein Vaterland mehr liebe als der andere. Wir protestieren gegen die Vaterlandspartei, weil sie unerfüllbare Hoffnungen draußen erweckt. Wer selber ein aufrechter Mann ist, sollte es ablehnen, Untergebene gegen ihre Ueberzeugung zum Eintritt in die Vaterlandspartei zu veranlassen.

Eingegangen ist ein Antrag Haase (Unabh. Soz.), der zum Ausdruck bringt, daß die Behandlung der Angelegenheit der Interpellation nicht den Anschauungen des Reichstages entspricht.

Abg. Wehner (D. Fraktion): Man verwechselt deutsche Gesinnung, alldeutsche Agitation und schwerindustrielle Einwirkung. Man will die patriotische Bewegung als alldeutsche Agitation bloßstellen. Wenn die Vaterlandspartei sich gegen die demokratische Agitation richtet, so hat sie recht. Das deutsche Volk ist auf Grund seiner Geschichte auf eine starke Monarchie angewiesen. Wenn es England gelingt, die flandrische Küste zu erhalten, dann gehen wir Not und Elend entgegen. Das Volk erneut darauf hingewiesen zu haben, das danken wir Herrn v. Tirpitz und der Vaterlandspartei.

Eingegangen ist eine Interpellation Gröber (Zentr.) und Gen., in der Auskunft verlangt wird über die Maßnahmen der Regierung über den Wiederaufbau des Handwerks nach dem Kriege.

Gegen die Stimmen der Rechten wird ein Vertagungsantrag angenommen. Montag 12 Uhr Fortsetzung der heutigen Beratung (Interpellationen über das Vereins- und Versammlungsrecht und über Wiederaufbau des Handwerks, kleine Vorlagen, Nachtragsetat). Schluß 5½ Uhr.

Die Zensurfrage im Hauptausschusse

Berlin, 6. Okt. Im Hauptausschuß des Reichstages erklärte heute Staatssekretär Dr. Helfferich zur Kohlenförderung, auf Vorstellung des Städtetages sei der in Ansatz gebrachte Normalbedarf in Hausbrandkohle für September und Oktober von 2,3 auf 2,8 Millionen Tonnen erhöht worden. Die Zufuhr sei im Gange. Hierauf wurde neuerdings die Zensurfrage behandelt. Ein sozialdemokratischer Redner verwies auf den wiederholten Beschluß des Reichstages und erklärte, der Reichstag solle von seiner Beschlußfassung absehen, wenn er nicht gleichzeitig die Kraft habe, seinen Beschlüssen Geltung zu verschaffen. Die Freiheit der Presse werde durch den verschwommenen Begriff: „Interesse der Kriegführung" bei Ausübung der Zensur unterbunden. Vor allem müsse die Erörterung der Kriegsziele und der Friedensziele frei sein. Redner begründet sodann einen Antrag, wonach ein Verbot bei einer täglich erscheinenden Zeitung sich auf nicht mehr als zwei Tage, bei einer in längeren Zeiträumen erscheinenden Druckschrift auf nicht mehr als zwei Nummern erstrecken darf. Die in dem Antrag des Zentrums, der Fortschrittler und der Nationalliberalen niedergelegten Grundsätze für die Handhabung der Zensur erscheinen ihm unzulänglich. Diese Grundsätze lauten: „Die den amtlichen Behörden auf Grund des Belagerungszustandsgesetzes zustehenden Befugnisse beschränken sich der Presse einschließlich des Buchverlages gegenüber auf die Interessen der Kriegführung; im übrigen unterliegt die Erörterung der Kriegs- und Friedensziele, der Verfassungsfragen und der Angelegenheiten der inneren Politik nicht der Zensur. Verbote von Zeitungen und Zeitschriften dürfen nur aus Gründen der Gefährdung der Kriegführung und nur durch den mit der Vollziehungsgewalt ausgestatteten Militärbefehlshaber und in der Regel nur nach Anhörung des Herausgebers über die Gründe des beabsichtigten Verbotes erfolgen." Ein konservativer Redner glaubte, daß die volle Beseitigung der Zensur während des Krieges kaum möglich sei. Wenn eine Zeitung unterdrückt würde, müsse man ihr die Möglichkeit geben, sich zu äußern und zu verantworten. Ein Redner des Zentrums betonte, die Forderung der Sozialdemokraten, das Verbot von Zeitungen und Zeitschriften von der Zustimmung des Reichskanzlers abhängig zu machen, würde die Provinzblätter in eine üble Lage bringen, da sie dann das ganze Material nach Berlin zu senden hätten, und bis die Angelegenheit entschieden sei, noch mehr Schaden haben würden. Unterstaatssekretär Wallraf betonte, mit Genugtuung könne festgestellt werden, daß gegen die Oberzensurstelle Beschwerden nicht erhoben seien; es seien aus dem großen Gebiet des Reiches nur 100 Beschwerden der Presse usw. vorgelegt worden. Davon sei ein Drittel zugunsten der Beschwerdeführer entschieden, ein Drittel zurückgewiesen und der Rest schwebe. Der Unterstaatssekretär erklärte sodann die Grundsätze für die Zensur und wandte sich gegen die sozialdemokratische Forderung, das Verbot von der Zustimmung des Reichskanzlers abhängig zu machen, da der Forderung außer politischen auch staatsrechtliche Bedenken entgegenstünden. Ein Zentrumsabgeordneter verlangte Zensurfreiheit für alle Artikel, die nicht Tatsachen oder vorbereitende Maßnahmen der Kriegführung beträfen. Schließlich wurde der erwähnte gemeinsame Antrag durch die Beschlüsse des Hauptausschusses im August für erledigt erklärt. Der sozialdemokratische Antrag auf Befristung des Verbotes von Zeitungen und Druckschriften wurde angenommen mit der Aenderung, daß die Höchstgrenze beim Verbot einer täglich erscheinenden Zeitung auf drei Tage festgesetzt wurde. — Montag: Besetzte Gebiete.

Aufhebung des Belagerungszustandes in Spanien

Madrid, 6. Oktober. (Agence Havas.) Amtlich wird mitgeteilt, der Ministerrat habe beschlossen, den Belagerungszustand heute in Spanien wieder aufzuheben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191710071-19/fragment/page=0002

Fleisch, Käse und Eier in der Politik

Der amerikanische Feldzug gegen die neutralen Staaten Nordeuropas treibt wunderbare Blüten. Augenscheinlich sollen sie durch schärfsten wirtschaftlichen Druck zum Aufgeben ihrer Neutralität gezwungen werden und jedes Mittel erscheint recht, um die Stimmung des amerikanischen Volkes gegen sie aufzustacheln. Da hat vor kurzem die „Saturday Evening Post" in New-York einen heftigen Angriff auf Norwegen gemacht, in dem ihm vorgeworfen wird, es führe nach Deutschland mehr aus, als seine gesamte Einfuhr beträgt und behalte von der Eigenerzeugung kaum genug für die Ernährung des eigenen Volkes. So soll die Fleischausfuhr nach Deutschland 1916 sich auf 183 000 Tonnen belaufen haben, während in Wirklichkeit, nach den Ausweisen des norwegischen statistischen Amtes, die jährliche Fleischerzeugung nur 54 000 Tonnen ausmacht, die mit einer Einfuhr von 9000 Tonnen nur 63 000 Tonnen ergibt und weit hinter dem normalen Verbrauche von 70 000 Tonnen bleibt, so daß für eine Ausfuhr nach Deutschland überhaupt nichts übrig ist.

Nicht minder gehört ins Reich der Fabel die Behauptung, 80 500 Tonnen Käse seien nach Deutschland gegangen nebst 70 000 Tonnen Milch und 82 000 Tonnen Butter und Sahne. Dabei lieferten die sämtlichen norwegischen Kühe nur wenig mehr als 1 Mill. Tonne Milch. Aber am wildesten schlägt die amerikanische Phantasie in Eiern aus, von denen Norwegen nicht weniger als 46 000 Tonnen nach Deutschland gesandt haben soll. Wenn so etwas möglich wäre, dann hätten die Amerikaner schon längst alle norwegischen Hühner aufgekauft, damit sie drüben fleißig Eier legen. Norwegen zählt nicht mehr als 1⅕ Millionen Vertreter des Hühnergeschlechts. Ein Ei wiegt durchschnittlich 50 Gramm. Die 46 000 Tonnen würden also 920 Millionen Eier darstellen und gesetzt, sämtliche 1½ Millionen Hühner, unter denen sich wohl auch eine Anzahl Hähne befinden dürften, legten Eier, so käme auf jedes Huhn eine Jahresleistung von 613 Eiern allein für die Ausfuhr nach Deutschland. Alle Achtung vor solchem beispiellosen Fleiße!

So lächerlich die Sache ist, so hat sie doch auch eine sehr ernste Seite. Die Leser der „Saturday Evening Post" haben keine norwegischen statistischen Nachweise zur Hand, um die Zahlen nachprüfen zu können, und das Zeitungspapier errötet nicht über die Lügen, die auf ihm gedruckt stehen. So werden die wahnwitzigsten Behauptungen wie ein Evangelium geglaubt und die Folge ist eine Entrüstung über unneutrale Haltung der Nachbarn Deutschlands, die der Munitionslieferanten des Verbandes besonders gut steht, mit der Forderung, den Neutralen den Brotkorb höher zu hängen, als er schon hängt, bis sie sich auf Gnade und Ungnade den Verbündeten zur Verfügung stellen. Wenn der Plan gelungen ist, dann kann man der Welt mitteilen, daß wieder einmal ein Staat sich bewogen gefühlt hat, für Zivilisation, Völkerrecht, Freiheit, Menschlichkeit usw. gegen die Barbaren einzutreten. So wirds gemacht.

Verringerung der Braugerste

Berlin, 6. Okt. Ueber die Beantwortung der Anfrage des Abgeordneten Vogtherr in der gestrigen Sitzung des Reichstages bringen verschiedene Zeitungen Mitteilungen, die den Erklärungen des Regierungsvertreters nicht entsprechen. Unterstaatssekretär v. Braun erklärte nicht, daß der Reichskanzler nicht bereit sei, die Bierherstellung nicht noch weiter einzuschränken, sondern hat ausdrücklich hervorgehoben, daß die Heranziehung von Gerste zur Bierherstellung mit den zur Beratung des Gesamtwirtschaftsplanes bestellten Ausschüssen und im engsten Zusammenhang mit den übrigen Ernährungsmaßnahmen auf das sorgfältigste beraten und auf das unumgänglich notwendige Maß eingeschränkt werde. Die Aufrechterhaltung des vorjährigen Braukontingents wird sich bei dem ungünstigen Ausfall der Gerstenernte nicht ermöglichen lassen.

Was die Engländer aus Ostafrika melden

London, 5. Okt. (Reuter.) Das Kriegsministerium macht aus Ostafrika bekannt: In dem Mbemku u-Tal wird der Feind, der sich aus Nangano, 35 Meilen südöstlich von Liwale, zurückzog, von unseren Truppen verfolgt. In dem westlichen Bezirk hatten unsere Kolonnen, die vom Rufudjefluß vorrücken, einen Punkt erreicht, der weniger als 13 Meilen von dem Wege entfernt ist, der südlich von Mahonge nach Mpmudas führt.

Provinz Sachsen und Umgebung

Reformationsfeier 1817 in Wittenberg

Im Hinblick auf die näherrückenden Tage des 400jährigen Reformationsjubiläums wird es gewiß von Interesse sein, zu hören, wie vor 100 Jahren unsere Väter den 31. Oktober begingen. An der Hand älterer Zeitungsberichte ist nachstehend eine Schilderung der Feier des Reformationsfestes 1817 zusammengestellt.

Die Gedenkfeier in der alten Universitätsstadt Wittenberg gestaltete sich besonders festlich. In der reich geschmückten Stadt zeichneten sich durch festliches Gepräge besonders aus das Augusteum (Luthers Wohnung), Melanchthons Haus und das Rathaus auf dem Markt, die wie von einem Wald von Bäumen umgeben waren. Der Armen wurde durch öffentliche Speisung und private Zuwendungen besonders gedacht. Glockengeläute, Gesang und Instrumentalmusik von den Türmen der Stadt bildeten von 5 Uhr früh an den Auftakt des 31. Oktobers, an dessen Vorabend schon zahlreiche Gäste eingetroffen waren. In der Stadtkirche fand später ein Festgottesdienst statt, dem sich eine feierliche Kommunion anschloß. Außerordentlich groß war der Fremdenzustrom, der im Laufe des Tages immer mehr anschwoll. Am Abend traf der König, der am Vormittag der Feier in Potsdam beigewohnt hatte, mit lautem Jubel begrüßt, samt den in seiner Begleitung befindlichen Prinzen und Prinzessinnen in Wittenberg ein, um alsbald der Geistlichkeit und den Vertretern der Behörden Audienz zu erteilen. Großartig war die Beleuchtung der Stadt, nachdem die Dunkelheit eingebrochen war; prächtig erleuchtet war das Portal der Schloßkirche. Vor der Kirche erscholl gegen 8 Uhr abends, machtvoll durch die Straßen dahinbrausend, der Chorgesang des Liedes: Eine feste Burg ist unser Gott.

Auch den 1. November leitete feierliches Glockengeläut, Musik und Gesang von den Kirchtürmen ein. In Luthers mit Kränzen geschmückter Stube versammelten sich am frühen Vormittag die anwesenden hohen Gäste, Spitzen der Behörden usw. Um 8½ Uhr begann von Luthers Stube aus durch den gleichsam in einen festlichen Saal verwandelten Hof unter Glockengeläut die feierliche Prozession nach der Schloßkirche, in die auch der König samt dem Hofe eintrat. Als der König seinen Fuß in das auf seine Veranlassung wiederhergestellte Gotteshaus setzte, ertönte von den Wällen Kanonendonner zur Weihe des bedeutsamen Augenblicks, und feierliche Orgelklänge durchbrausten den Raum. Propst Dr. Schleußner hielt die Festpredigt. Nach dem Gottesdienste wurde auf dem Marktplatze der Grundstein zum Lutherdenkmal gelegt, wozu durch einen schönen Zufall das auf dem Heimwege aus Frankreich befindliche tapfere Colbergsche Regiment gerade eingetroffen war, das einst auch vor Wittenbergs Toren seinen Ruhm mit kostbarem Blut bezahlt hatte. Mit Kelle und Hammer verrichteten am Denkmal der König und die Mitglieder des königlichen Hauses die ersten Maurerarbeiten, während das Colbergsche Regiment die Ehrenbezeugungen machte und von den Wällen her abermals Kanonendonner ertönte. Worte und Gebet der Weihe sprach der Generalsuperintendent. Am Denkmalsplatz hielt nachher Diakonus Professor Heubner eine Ansprache an die versammelte Schuljugend, die Eltern und Lehrer, denen er in überaus eindringlichen Worten die hohen Pflichten gegen das Vaterland ins Herz senkte. Im Mittelpunkt der Veranstaltungen des Nachmittags stand die vom König gegebene Mittagstafel. Am Abend erprangte die Feststadt erneut in glänzender Beleuchtung; weithin sichtbar war ein schwebendes Kreuz zwischen den Türmen der Stadtkirche, das dem gestirnten Firmament entgegenglänzte.

Der Krieg und die Krieger

K. **Roitzsch** (Kreis Bitterfeld), 6. Okt. (Ein vaterländischer Abend) wurde hier abgehalten. Kreisschulinspektor Heger-Bitterfeld sprach über Monarchie und Demokratie, während Landtagsabgeordneter Hauptlehrer Herrmann-Friedersdorf an der Hand von Lichtbildern zerstörte Kriegsstätten u. a. zeigte. Die Vorträge waren von Gesängen und Gedichten umrahmt. Superintendent Hoffmann-Roitzsch wies auf die 7. Kriegsanleihe hin.

— **Ruhla**, 6. Okt. (Eine Stiftung in Höhe von 15 000 M.) hat Fabrikant Walter Bardenheuer der Stadt gemacht. Sie soll Kriegsteilnehmern aus beiden Gemeinden Ruhla, die in ihrer Erwerbsfähigkeit Einbuße erlitten haben, zugute kommen.

— **Magdeburg**, 6. Okt. (Kriegsanleihewerbung in den Theatern.) Wie in Berlin, so findet auch in den hiesigen Theatern planmäßige Werbung für die 7. Kriegsanleihe statt. Mindestens einmal in der Woche werden künstlerische Veranstaltungen getroffen, in deren Mittelpunkt der Vortrag eines namhaften Redners steht. Musikalische und gesangliche Darbietungen umrahmen den Vortrag und bilden die besondere Anziehungskraft dieser Veranstaltungen. Damen des darstellenden Personals sind in den Pausen eifrig an der Arbeit, für die 7. Kriegsanleihe Zeichnungen zu erwirken. Und stets mit Erfolg. Haben doch die seit etwa acht Tagen ins Werk gesetzten Veranstaltungen bereits 100 000 M. Zeichnungen erbracht.

Industrie- und Verkehrsfragen

— **Sömmerda**, 6. Okt. (Ansiedlung von Facharbeitern.) Die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik beschloß, um die Ansiedlung von Facharbeitern weiter zu fördern, sämtlichen Hauskäufern, soweit diese der Voraussetzung als Facharbeiter der Metallindustrie entsprechen, eine bare Beihilfe von 1000 M. pro Haus für verheiratete Familienväter zu gewähren, eine Summe, die nach zwanzigjähriger Tätigkeit im Werk in den Besitz der betreffenden Ansiedler übergeht. Diese Maßnahme wird wesentlich dazu beitragen, daß in noch größerem Umfange als bisher von dem Ankauf von Eigenhäusern Gebrauch gemacht wird, so daß zu hoffen steht, daß die Siedlungsgesellschaft „Sachsenland" mit der Fertigstellung der Kolonie auf dem Gartenberg schnell vorwärts kommt.

— **Sonneberg** (S.-M.), 6. Okt. (Für die Betriebe der Spielwarenindustrie) hat man an zuständiger Stelle in Vorschlag gebracht, bis 15. Oktober von einer Beschränkung der Arbeitszeit abzusehen, dagegen vom 16. Oktober bis 30. November eine Betriebsöffnung von ½8 bis 12 Uhr und 1 bis ½6 Uhr und vom 1. Dezember ab die durchgehende Arbeitszeit eintreten zu lassen. Es handelt sich um die Erzielung von Kohlenersparnis.

Verschiedene Nachrichten

— **Magdeburg**, 6. Okt. (Vorläufig noch keine Mittelschule.) Seitens der maßgebenden Behörden ist nunmehr beschlossen worden, von der geplanten Einführung der Mittelschulen in Magdeburg bis zur Wiederkehr normaler Zeiten Abstand zu nehmen.

— **Magdeburg**, 6. Okt. (Neuerwerbungen des Kaiser-Friedrich-Museums.) Das Museum, dessen Leiter Professor Theodor Volbehr übrigens in diesen Tagen den Tag begehen konnte, wo er vor 28 Jahren nach Magdeburg berufen wurde, hat wieder einige Neuerwerbungen zu verzeichnen. Der Verwaltungsausschuß hat zwei hervorragende Porträts aus der Mitte des 19. Jahrhunderts erworben, ein Bildnis von Moritz von Schwind und eines von Ferdinand von Rayski. Schwind hat die geistreich-gütigen Züge des Professors der Theologie Wagner, der dem Frankfurter Parlament im Jahre 1848 angehörte, dargestellt. Rayski in kraftvollen Strichen den klugen, von Energie und Lebenslust leuchtenden Kopf des sächsischen Rittmeisters Otto von Kuntsch.

— **Halberstadt**, 6. Okt. (Ein Paar Spiegeleier = 2 M.) In einem Gasthaus nahe dem Bahnhof hatte ein Reisender ein Paar Spiegeleier bestellt, die mit Bratkartoffeln nach der Karte 2 M. kosten sollten. Da er dem Kellner aber keine Kartoffelmarken gab, konnten ihm nur die Eier geliefert werden. Als er dann aber auch 2 M. bezahlen sollte, glaubte er sich übervorteilt, und die Folge war, daß der Kellner einen Strafbefehl über 50 M. wegen übermäßiger Preissteigerung erhielt. Er erhob Widerspruch und erklärte vor dem Schöffengericht, daß er an den ihm vorgeschriebenen Preisen nichts ändern könnte, mithin unschuldig sei. Das Gericht stellte fest, daß der Preis von 2 M. von der Preisprüfungsstelle als angemessen bezeichnet sei, und da die fehlenden Kartoffeln auch nur einen ganz geringen Preisabschlag ausmachten, hielt es eine strafbare Handlung nicht für vorliegend und erkannte auf Freisprechung.

Die Ernte ist der Zins der Saat —
Der Frieden ist der Zins der Kriegsanleihe.

(Nachdruck verboten.)

Geheimnisse und Wunder

25] Von Gertrud von Stokmans.

Der Gedanke, er könne jetzt, nach einigen wenigen Wochen bereits mit einem Heiratsantrag hervortreten, erschreckte und beängstigte sie. Ein Ja, das über ihr ganzes Leben entschied, erschien ihr gerade weil sie ihn nicht liebte und die Ehe fürchtete, verfrüht und gefährlich, andererseits aber wollte sie ihm nicht gern einen Korb geben, der ihn kränken und ihre Tante Tilli erzürnen konnte, und so kam sie schließlich dahin, ihm, soweit dies möglich war, auszuweichen.

Mit den anderen Herren, welche auf der Maienburg verkehrten, besonders mit einem Herrn von Petermann, war sie um so unbefangener und heiterer, und in Gesellschaft seiner Kameraden und Schwestern amüsierte sie sich auch mit Engelbert herrlich. Mochte man nun Tennis spielen, ein Tänzchen machen oder an den warmen Abenden weite Mondscheinpromenaden unternehmen, so genoß sie diese ihr neuen, ungewohnten Vergnügungen in ihrer geräuschlosen Weise mit vollem Bewußtsein, sobald der Kreis sich aber verengte, wurde sie stiller und nachdenklicher, und der Sohn des Hauses erschien ihr wie ein Gläubiger, der jeden Augenblick in der Lage war, eine Forderung geltend zu machen.

Die Gräfin, der nichts entging, sah in diesem scheuen Zurückweichen nur das Erwachen einer ersten zärtlichen Neigung, die sich zu verbergen suchte, und Engelbert, dem sie ihre Auffassung mitteilte, konnte sich der Wahrscheinlichkeit dieser Deutung nicht entziehen. — Er begann zu fürchten, was seine Stiefmutter hoffte, und sein Gewissen, das ihn schon oft gemahnt hatte, forderte nun gebieterisch eine Aussprache. Im Notfalle mußte sie erzwungen werden, aber ein Zufall kam ihm zu Hilfe.

An einem regnerischen Nachmittag war Mari mit Sabett in ein selten benutztes, entlegenes Prunkzimmer gegangen, um ihr einen kostbaren alten Schrank zu zeigen, dessen Innenflächen mit reizenden Malereien bedeckt waren, und der außerdem noch ein geschickt angebrachtes, geheimes Fach besaß. Gewöhnlich stand er weit offen, um die innere Pracht zu zeigen. Doch gerade diesmal war er verschlossen, und Mari mußte einen weiten Weg zurückgehen, um den Schlüssel zu holen. Unterwegs wurde sie aufgehalten, traf Engelbert, der gerade angekommen war, und bat ihn, an ihrer Statt, Sabett den eigenartigen Schrein zu zeigen. Natürlich ergriff er diese Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, nur allzugern, und als die Besichtigung beendet war und sie Miene machte, hinaus zu gehen, schob er ihr einen Sessel in den breiten Erker, legte die Hand auf ihren Arm und hielt sie zurück.

„Diesmal darfst Du mir nicht wieder davonlaufen, Kleine", sagte er lächelnd, „ich muß endlich einmal ungestört mit Dir reden, und hätte es schon längst getan, wenn meine Versuche nicht immer wieder an Deinem stummen Widerstand gescheitert wären. Diesmal sollst Du mich aber anhören und brauchst darum nicht zu erschrecken. Ich möchte Dir nur die kritische Lage schildern, in der ich mich zurzeit befinde, und nicht nur Deine Verzeihung, sondern auch Deine Beihilfe erbitten."

Sabett wurde rot und blaß, aber sie sagte kein Wort. Sie schaute nur unruhig und erwartungsvoll auf Engelbert, der sich ihr gegenüber niederließ, und als er ihre Hand ergriff, um auch äußerlich eine Verbindung herzustellen, wollte sie dieselbe schnell zurückziehen. Indessen er hielt sie fest und, sich zu ihr neigend, sagte er herzlich:

„Wir sind gute Freunde geworden, Sabett, nicht wahr, und ich habe Dich lieb, wie eine zarte, kleine Schwester, die einen großen, starken Bruder braucht. Dies sind meine wahren Gefühle für Dich, und ich habe nie die Absicht gehabt, Dir andere zu zeigen, aber die Verhältnisse schoben mir eine bestimmte Rolle zu und zwangen mich, als Dein Verehrer und Bewerber aufzutreten. Du hast das ohne Zweifel bemerkt."

Sie nickte stumm.

„Dadurch kam ich in eine peinliche und schiefe Lage und in Gefahr, künstlich eine Neigung hervorzurufen, die ich durchaus nicht verdiene. Ich sprach mit Onkel Eberhard darüber, und auch er meint, es sei meine Pflicht, Dich aufzuklären und meine Schuld zu bekennen. Die Sache ist nämlich die, — mein Herz ist bereits vergeben, und meine Zukunft gehört Estelle, der Gesellschafterin meiner Schwestern, von der Du gewiß schon gehört hast. Sie ist ein entzückendes Geschöpf, und ich werde nie von ihr lassen, obgleich wir noch vier Jahre warten müssen. Mama aber widersetzt sich dieser Heirat mit aller Macht, und ich selbst bin leider nicht in der Lage, jetzt schon voll und ganz für meine Liebe einzutreten. Sie glaubt darum, ich hätte verzichtet und fände mich in Estelles Verbannung aus unserem Hause als in etwas Unabänderliches, Unvermeidliches. Trotzdem beugt sie noch vor. Um Estelle ganz für immer aus meinem Lebensprogramm zu streichen, will sie mich schleunigst mit einer anderen verheiraten, und diese andere bist Du, Sabett. Du stehst ihr verwandtschaftlich nahe, und erscheinst ihr als die rechte Frau für mich. Andere Motive, auf die ich nicht näher eingehen kann, sprechen auch noch mit. Kurz, sie will uns beide so bald wie möglich zusammenschmieden, und was wir bei diesem eigenmächtigen Versuch empfinden, ist ihr ziemlich gleichgültig. Nun wirst Du sagen, ich hätte auf ihre Wünsche nicht eingehen sollen, auch scheinbar nicht, es sei dies eine feige Verleugnung meiner Gefühle für Estelle, eine große Unehrlichkeit gegen Mama und Dich, und Du hast vollkommen recht, Sabett. Ich werde mich auch nicht wundern, wenn Du mich von jetzt ab gründlich verachtest, aber meine Hände sind, wie ich Dir schon sagte, gebunden, der Moment zu offenem Widerspruch und Widerstand ist noch nicht gekommen. Ich habe Schulden, die Mama nur bezahlt, wenn ich ihren Weisungen gehorsam folge, und die Rücksicht auf Estelle gebietet vor allem, ein vorsichtiges Abwarten und allmähliches Vorgehen. Statt meine fortdauernden Beziehungen zu ihr zu bekennen, muß ich alles tun, um Mamas Aufmerksamkeit und ihren Verdacht von Estelles Spur abzuleiten, und als Mittel zu diesem Zweck waren mir ihre Pläne in bezug auf Dich willkommen. Ich ging, wenn auch zögernd, zum Schein darauf ein, Du aber solltest nicht genarrt und betrogen werden, und ich begann das Spiel von vornherein unter dem inneren Vorbehalt, Dir sobald wie möglich tunlich die Wahrheit zu sagen. Nun ist es geschehen, und ich hoffe, Du wirst mir vergeben. Oder habe ich Deine Verzeihung schon verwirkt?"

Elisabeth Rainers Empfindungen waren während dieser reumütigen Beichte sehr gemischt. Vor allem fühlte sie sich überrascht und erleichtert, indessen letzteres merkwürdigerweise nur bis zu einem gewissen Grade. Ihr hatte vor einem Heiratsantrage gebangt, eine Liebeserklärung gefürchtet: nun, da sie ausblieben und Engelbert sie nur seiner brüderlichen Sympathien versicherte, fühlte sie sich doch ein klein wenig enttäuscht. Sie hatte ihre Freiheit noch für eine Weile verteidigen wollen, nun, da es nichts abzuwehren und abzuweisen gab, kam sie sich mit ihrer unnützen Sorge beinahe ein bißchen lächerlich vor, fühlte sich gedemütigt und beschämt, und wagte kaum, die Augen aufzuschlagen. Die Bitte um Vergebung kam ihr nicht zum Bewußtsein, und erst als Engelbert aufsprang und, sich über sie neigend, sagte: „Sprich doch ein Wort, Sabett, sei nicht so stumm und starr," versank alles andere in ihr, und das Mitleid mit dem armen Sünder gewann die Oberhand.

„Du Armer," sagte sie aufblickend mit einem sanften Lächeln, „wie magst Du gelitten haben in dieser letzten Zeit! Dein Wesen war oft so ungleich, Deine Stimmung wechselnd. Nun kann ich das alles begreifen und verstehen, nur eines nicht: Weshalb hatte Tante Tilli gerade mich als Ersatz für Deine geliebte Estelle ausersehen? Es gibt so viel hübschere und talentvollere Mädchen, so viel bessere Partien, und wenn es sich um ihre Kinder handelt, so ist sie doch durchaus nicht anspruchslos. Meine verstorbene Tante in Verona sagte das immer, und die glänzenden Heiraten ihrer älteren Tochter beweisen es. Ich habe mir über diese Frage schon seit Wochen den Kopf zerbrochen und keine Lösung gefunden, denn daß sie Dein Vorgehen begünstigte, sah ich ja."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191710071-19/fragment/page=0003
DFG

Aus Halle und Umgebung

Halle, 7. Oktober.

Kein Mann darf fehlen!

Generalfeldmarschall von Hindenburg hat es dem deutschen Volke zugerufen, als er die Losung ausgab: Wer Kriegsanleihe zeichnet, macht mir die schönste Geburtstagsgabe! Welcher Deutsche, der irgend dazu in der Lage ist, hätte nicht unserem allverehrten obersten Heerführer diese Geburtstagsfreude machen wollen, die keinerlei Arbeit oder Opfer erfordert, die vielmehr mit Vorteil und Gewinn verbunden ist? Aufs neue hat jetzt der Generalfeldmarschall die Mahnung ins Land hinausgehen lassen: Keiner darf fehlen in dem Kampfe für unsere Zukunft! Daß solches Mahnen nottut, hat Hindenburg ausgesprochen, indem er auf die Wünsche und Gelöbnisse, die ihm der Vertreter der zur Beglückwünschung erschienenen städtischen Behörden, Abordnungen von Vereinen usw. darbrachte, mit den Worten erwiderte:

„Tun Sie noch mehr, kämpfen Sie mit mir auch gegen jene Wenigen im Lande, die noch weichlich und flau sind. Kein Mann im Reiche darf uns fehlen, wenn über die Zukunft des Reiches, über die Zukunft unserer Aller da vorne blutig entschieden wird."

Es sind Daheimgebliebene, an die die Aufforderung des Generalfeldmarschalls sich richtet. Handelt es sich auch nur um wenige, die in der Arbeit und Hingebung für das Vaterland die unbedingt erforderliche Willenskraft und Opferfreudigkeit vermissen lassen, so ist doch die Gefahr, daß sich daraus eine Schwächung unserer Angriffs- und Widerstandskraft herleitet, nicht von der Hand zu weisen. Kurz vor dem Geburtstage des Generalfeldmarschalls sind Vertreter christlicher Arbeiterverbände im Großen Hauptquartier empfangen worden, und es ist ihnen da gesagt worden, daß jeder Eisenbahnwagen Munition mehr, der an die Front gebracht wird, Hunderten von deutschen Soldaten das Leben retten, Hunderte von deutschen Familienvätern erhalten kann. Auch damit ist von der Obersten Heeresleitung ausgesprochen, daß die Leistungen unserer Rüstungsarbeiter einer Steigerung fähig sind und daß sie, wenn den Frontkämpfern die dringend notwendige Erleichterung und Unterstützung zuteil werden soll, einer Steigerung bedürfen. Mit diesem Bewußtsein und mit der sich daraus ergebenden unbeugsamen Entschlußkraft muß jeder deutsche Mann durchdringen, denn nur, wenn wir ausnahmslos alle unser Ganzes einsetzen, werden wir das Ziel, das wir erreichen müssen, einen ehrenvollen Frieden und eine gesicherte Zukunft ganz erreichen können. Es entspricht durchaus dieser Auffassung und Willensmeinung der Obersten Heeresleitung, wenn der stellvertretende kommandierende General vom 7. Armeekorps in Münster unterm 22. August folgende Verordnung erlassen hat:

„Wer es unternimmt, selbst oder durch Dritte Arbeiter und Arbeiterinnen, die bei im Dienste der Heeresverwaltung beschäftigten Unternehmern, oder in unmittelbar oder mittelbar für Heeresbedarf tätigen Betrieben beschäftigt sind, zum Aufgeben oder Wechsel ihrer Arbeitsstelle zu veranlassen, wird nach § 9 des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 und des Gesetzes vom 11. Dezember 1915 mit Gefängnis bis zu einem Jahr, beim Vorliegen mildernder Umstände mit Haft oder bis zu 1500 Mark Geldstrafe bestraft."

Die vorstehend wiedergegebene Verordnung ist von dem sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Spiegel, Bezirksleiter des Deutschen Metallarbeiterverbandes für Rheinland und Westfalen, zum Gegenstand einer Reichstagsanfrage gemacht worden, welche lautet: „Was gedenkt der Herr Reichskanzler zu tun, um zu verhindern, daß Arbeiter mit Haft bestraft werden, wenn ihnen wegen Lohnabzügen oder Akkordreduktionen von den Arbeiterorganisationen oder deren Vertretern, sowie den Beisitzern in den Schlichtungsausschüssen geraten wird, sich auf Grund des Gesetzes eine andere Arbeitsstelle zu suchen?"

Alle Vorkommnisse, die dazu führen können, daß in der Arbeit für die Versorgung unserer Heere mit Waffen und Munition eine Unterbrechung eintritt, müssen im Sinne der wiederholten, sicherlich mit ernster Begründung und mit wohlbewußter Absicht ausgesprochenen Mahnungen der Obersten Heeresleitung soweit als nur irgend möglich vermieden werden. Mit jeder vermeidbaren Störung unserer Rüstungsarbeit laden diejenigen, die sie verschuldet haben, eine ungeheure Verantwortung auf sich. Generalfeldmarschall von Hindenburg hat auch hier wieder das Richtige getroffen und hat für jeden, der die Wahrheit sehen will, überzeugend gesprochen, indem er, den der Kaiser als Heros des deutschen Volkes gefeiert hat, in einem Augenblick, wo ganz Deutschland auf ihn und sein gewaltiges Werk blickt, erneut ausspricht, daß die Zukunft des Reichs, daß unser aller Zukunft bei denen steht, deren tägliche und stündliche Aufgabe der blutige Kampf gegen e übermächtig Feinde ist.

Ansprüche der Hinterbliebenen der Kriegsteilnehmer

Ueber die Frage, ob Kriegsteilnehmer und ihre Hinterbliebenen nebst den ihnen auf Grund des Mannschaftsversorgungsgesetzes vom 31. Mai 1906 Anspruch auf Invaliden-Altersrente und Hinterbliebenen-Fürsorge nach §§ 1250 ff. der Reichsversicherungsordnung haben, hat das Reichsversicherungsamt, Abt. für Kranken-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung sich auf eine Anfrage aus beteiligten Kreisen in einem Bescheide vom 5. Mai 1915 (II 1515—15) wie folgt geäußert:

Die Bezüge auf Grund des Mannschaftsversorgungsgesetzes vom 31. Mai 1906 und des Militärhinterbliebenengesetzes vom 17. Mai 1907 lassen den Anspruch auf die Leistungen der Reichsgesetzlichen Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung unberührt. Die Rechtslage ist in dieser Hinsicht, daß eine gegenteilige Ansicht ernstlich kaum aufgestellt werden könnte.

Die in beteiligten Kreisen trotzdem hierüber bestehenden Zweifel erklären sich vermutlich daraus, daß nach §§ 48 Abs. 1 Nr. 2 des Invalidenversicherungsgesetzes Invaliden- und Altersrenten allerdings beim Zusammentreffen mit Pensionen, Wartegeldern und amtlichen Bezügen, wozu auch die auf Grund der militärischen Fürsorgegesetze gewährten Leistungen gehörten, unter gewissen Voraussetzungen ganz oder teilweise ruhten. Diese Vorschrift ist jedoch von der Reichsversicherungsordnung als der inneren Berechtigung entbehrend nicht übernommen worden (zu vergleichen Begründung zur Reichsversicherungsordnung S. 409 Hanow-Lehmann Kommentar zur Reichsversicherungsordnung 4. Buch Vorbemerkung zu § 1311 Ziff. II). Die Versorgungsansprüche der Kriegsteilnehmer und ihrer Hinterbliebenen auf Grund der bezeichneten militärischen Fürsorgegesetze gehören auch nicht etwa zu den Schadenersatzansprüchen, die nach § 1542 der Reichsversicherungsordnung auf den Versicherungsträger in Höhe seiner gesetzlichen Leistungen übergehen, wie das Reichsversicherungsamt in dem Bescheide 2013 (Amtliche Nachrichten des R.-V.-A. 1915 S. 461) bereits ausgesprochen hat. Hiernach stehen dem gleichzeitigen unverkürzten Genusse der Bezüge auf Grund des 4. Buches der Reichsversicherungsordnung und der militärischen Fürsorgegesetze durch die Kriegsteilnehmer und ihrer Hinterbliebenen keinerlei gesetzliche Hindernisse entgegen.

Kriegsteilnehmer, die sich nach § 313 der Reichsversicherungsordnung weiterversichert haben, haben im Falle ihrer Verwundung dadurch herbeigeführten Arbeitsunfähigkeit Anspruch auf Krankengeld, und zwar in Höhe des in der Kassensatzung vorgesehenen einfachen Betrages. Ein Anspruch auf Erhöhung des Krankengeldes auf den anderthalbfachen Betrag steht ihnen für die Zeit, in der ihnen Krankenpflege von der Heeresverwaltung gewährt wird, nicht zu, auch wenn die Satzung eine dem § 193 Abs. 3 der Reichsversicherungsordnung entsprechende Bestimmung enthält. Kriegsteilnehmer, die innerhalb der ersten drei Wochen nach dem Ausscheiden aus einer versicherungspflichtigen Beschäftigung im Gebiete des Deutschen Reiches verwundet werden, haben Anspruch auf die Regelleistungen der Krankenkassen nach § 214 der Reichsversicherungsordnung.

§ 1693 der R.-V.-O. gilt auch für Streitigkeiten auf Grund der Bekanntmachung des Reichskanzlers betreffend Wochenhilfe während des Krieges vom 3. Dezember 1914 (Reichs-Ges.-Bl. S. 492, Amtliche Nachrichten des R.-V.-A. 1914 S. 807).

Die Ehefrau eines Kriegsteilnehmers, der vor Ausbruch des Krieges als landwirtschaftlicher Arbeiter ohne Anspruch auf Barleistungen gegen Krankheit versichert war, hat Anspruch auf Wochenhilfe nach der unter 1 bezeichneten Bekanntmachung.

Die Ehefrau eines Kriegsteilnehmers, der bereits vor Kriegsausbruch zur Ableistung seiner gesetzlichen Militärdienstpflicht eingezogen war, hat Anspruch auf Wochenhilfe nach Maßgabe der Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 3. Dezember 1914 (Reichs-Gesetz-Bl. S. 492), wenn der Ehemann vor Eintritt in den Militärdienst in dem im § 1 Nr. 2 dieser Bekanntmachung bezeichneten Umfang gegen Krankheit versichert war.

Zum Handel mit Schweinen und Verbrauch von Schweinefleisch

erläßt das Kriegsernährungsamt eine neue Verordnung, die die Regelung dieses Gegenstandes im Anschlusse an die Verordnungen vom 21. August 1916 und 2. Mai 1917 abschließt. Entsprechend wird der nunmehr geltende Wortlaut der maßgebenden Verordnung vom 21. August 1916 in der ergänzten Fassung neu bekannt gemacht. Die Neuerungen bringen zunächst die Uebertragung des Handels mit Schweinen von 25 Kilogramm Lebendgewicht an auf die Viehhandelsverbände, Läuferschweine zu Zucht- und Nutzzwecken einschließlich der Selbstversorgung können in Zukunft nur noch an diese abgesetzt und von diesen erworben werden. Ausnahmen für Hochzuchten regeln die Landesbehörden, die übrigens auch den Handel mit Ferkeln zwangsweise regeln dürfen. Diese Maßnahme soll den wilden Handel mit Schweinen und das heimliche Abschlachten hindern. Ferner wird eine Zwangsabgabe von Speck aus allen Hausschlachtungen eingeführt, die sich auf der bisherigen Hindenburgspende aufbaut und im einzelnen landesrechtlich geordnet wird. Die abgabepflichtige Menge wird dem Selbstversorger nicht auf seinen Verbrauch angerechnet. Auf diesem Wege soll im Winter die Fettversorgung der Städte, einschließlich deren Schwerstarbeiterversorgung, Wurstbereitung und Massenküchenbetrieb eine wertvolle Unterstützung erfahren. Die Landesstellen bestimmen, ob der Speck geräuchert abzugeben ist oder ob andere Teile abzuliefern sind. Schließlich erleidet die Anrechnung des Fleisches von Kälbern und Schweinen bei Hausschlachtungen gewisse Aenderungen. Wer Kälber vor Erreichung eines Alters von drei Wochen hausschlachtet, spart der Allgemeinheit Vollmilch für die Milchversorgung; deshalb werden solche Kälber mit 500 Gramm Wochenkopfmenge auf den Selbstversorgerverbrauch angerechnet. Die Schweine können, da Gerste nicht verfüttert werden darf, nicht auf schwere Gewichte gebracht werden; ihre frühere Abschlachtung trotz geringen Gewichts ergibt aber stark wasserhaltiges Fleisch und viel Knochen. Deshalb werden leichte Schweine unter 50 Kilogramm Schlachtgewicht mit 700 Gramm, mit 50—60 Kilogramm Schlachtgewicht mit 600 Gramm, alle übrigen ohne Unterschied mit 500 Gramm auf den Wochenkopfverbrauch angerechnet werden.

Diese Verordnung tritt am 15. Oktober in Kraft.

— **Ordensauszeichnungen.** Verliehen wurde dem Oberberghauptmann und Ministerialdirektor a. D., früheren Berghauptmann in Halle, Wirklichen Geheimen Rat von Velsen, bisher im Ministerium für Handel und Gewerbe, der Rote Adlerorden erster Klasse mit Eichenlaub und der Königlichen Krone. — Dem Kaufmann Leo Lewin in Halle wurde vom König die Erlaubnis erteilt zur Anlegung des ihm verliehenen Kgl. Bayrischen König-Ludwigkreuzes für Heimatverdienste während der Kriegszeit und des Großherrlich Türkischen Osmanieordens vierter Klasse.

— **Illustriertes Unterhaltungsblatt.** Infolge Mangels des erforderlichen Papiers sind wir leider gezwungen, das Erscheinen unseres „Illustrierten Unterhaltungsblattes" einzustellen. Um aber unseren Lesern für diesen Ausfall Ersatz zu bieten, umfaßt unsere Unterhaltungsbeilage „Hallescher Courier" von jetzt ab am Sonntag vier Seiten. Wir hoffen damit den Wünschen unserer Leser gerecht zu werden.

Der Verlag und die Schriftleitung.

— **Eine Gesellschaft für Patentverwertung** in Berlin, als deren Vertreter der Inhaber eines gutklingenden adeligen Namens zeichnet, preist sich Erfindern in überschwänglichen Schilderungen ihrer kapitalkräftigen Verbindungen und beispiellosen Erfolge als Vermittlerin für die Verwertung von Patenten und Gebrauchsmustern an. Eine besondere Anziehungskraft übt eine in ihren gedruckten Prospekten enthaltene Garantie-Erklärung aus in Verbindung mit dem Versprechen einer Vertragsstrafe von 3000 M. für den Fall, daß die Gesellschaft nicht binnen 4 Wochen nach Aufnahme der Verwertungsverhandlungen dem Erfinder ein Ergebnis der Verhandlungen erbringe. Während nun aber der Erfinder aus den Anpreisungen herausliest, daß binnen 4 Wochen ein günstiges Ergebnis erreicht werde, legt die Gesellschaft selbst dieses Versprechen so aus, daß sie entweder ein günstiges oder ungünstiges Ergebnis mitzuteilen sich verpflichte. Aus der Art, wie sie diese Aufklärung gibt, ist zu entnehmen, daß die ungünstigen Ergebnisse überwiegen. Aber noch ein anderer Kniff liegt in dieser Anpreisung verborgen. „Innerhalb vier Wochen nach Aufnahme der Verwertungsverhandlungen" will sie das Ergebnis erbringen. — Ja, aber wann nimmt sie die Verwertungsverhandlungen auf? Die Leser des Prospekts müssen glauben, daß die Sache furchtbar schnell geht, weil sich die Gesellschaft einen 5prozentigen Gewinnanteil an dem Erlös der Erfindung ausmacht. Das aber ist wiederum auf Irreführung berechnet. Denn diesem Patentbüro kommt es anscheinend nur darauf an, unter irgend einer Bezeichnung, also entweder als Gebühren für die Anmeldung von Auslandspatenten oder als Entgelt für Materialbeschaffung u. dergl. Vorschüsse von allzu vertrauensseligen Erfindern zu erlangen. Es wird daher bei der Eingehung von Geschäftsverbindungen mit sog. Patentverwertungsgesellschaften oder Patentbüros größte Vorsicht empfohlen. Die Rechtsauskunftsstelle im Halle, Schmeerstr. 1, I. gibt Erfindern über die bei ihr bekannten Firmen zweifelhaften Charakters Auskunft. Ferner erteilt sie unentgeltliche Auskunft in allen Rechtsangelegenheiten sowie in den Fragen des Vaterländischen Hilfsdienstes. Sprechstunden: Mittwoch von 9½ bis 2 Uhr, Freitag von 9½ bis 2 Uhr.

— **Gertrud Trenktrog,** die bekannte Pianistin, gibt am 11. Oktober im Mozartsaal ein Konzert, das unsere Musikfreunde wieder aufs lebhafteste anregen wird. Die Vielseitigkeit dieser hervorragenden Künstlerin bezeugt die Wahl der Tonschöpfungen, die sie zu Gehör bringen wird: von Schubert, Schumann, Richard Strauß, Brahms, diese, in ihrer künstlerischen Wesenheit so verschiedenen, aber doch auch durch einen verwandten Zug in gewisser Hinsicht miteinander verbundenen Großmeister deutscher Musik. Professor Abert rühmte im ersten seiner Vorträge vorigen Montag die besondere Befähigung der Künstlerin zur Wiedergabe der Eigenart unserer großen Tonschöpfer. Neben den Klaviervorträgen werden auch Liedgesänge geboten. Frau Regierungsrat Dr. Wolff singt Lieder von Schubert und Brahms, begleitet von Frau Dr. Münter. Auch da werden die Feinschmecker der Musik auf ihre Kosten kommen.

Börsen- und Handelsteil

Devisenkurse

Berlin, 6. Oktober. Die telegraphischen Auszahlungen stellen sich heute für

	Geld	Brief
Holland	303¾	304½
Dänemark	221	221½
Schweden	245¾	246½
Norwegen	222¼	222¾
Schweiz	152¾	153
Oesterreich-Ungarn	64.20	64.30
Bulgarien	80¾	81¼
Konstantinopel für ein türkisches Pfund	20.30	20.40
Spanien für 100 Pesetas	130½	131½

Börsenstimmungsbild

Berlin, 6. Okt. In einzelnen Wertgattungen waren heute die Umsätze bei fester Grundstimmung lebhafter. Dies gilt besonders von Kohlen- und Eisenaktien, chemischen, Automobil- und Kaliwerten, dann von Orientbahn, Türkischen Tabak-, Kredit- und Staatsbahnaktien und einigen Sonderpapieren des Industriemarktes. Auer-Aktien unterlagen mehrfach Schwankungen mit dem schließlichen Ergebnis einer kräftigen Kursbesserung. Sonst blieb der Kursstand der Aktien und des Rentenmarktes zunächst unverändert.

Produktenbericht

Berlin, 6. Oktober. Der heutige Warenverkehr bewegte sich in den gewohnten stillen Bahnen. Heidekraut bleibt zur Vermahlung und Streuzwecken infolge der andauernden Knappheit von Heu und Stroh gesucht, kann aber nur schwer herangeschafft werden.

— **Deutsche Grube bei Bitterfeld, Bauermeister & Söhne A.-G.** Die Gesellschaft erzielte in dem am 31. März beendeten Geschäftsjahr Betriebsüberschüsse von 823 543 M. (i. V. 711 133 Mark). Die Generalunkosten betrugen 343 456 M. (328 819 M.), die Abschreibungen 225 230 M. (190 978 M.). Ueber die Verwendung des Reingewinns von 272 870 M. (206 717 M.) (i. V. 7 Proz. Dividende auf das Aktienkapital von 2½ Millionen Mark) wird nichts mitgeteilt. Nach der Bilanz betrugen Vorräte 195 772 M. (201 180 M.), Debitoren 1 025 439 M. (967 556 M.) und Kreditoren 321 981 M. (247 447 M.).

— **Deutsche Gasglühlicht-Akt.-Ges. Auer in Berlin.** Auf der Tagesordnung der zum 27. d. M. einberufenen ordentlichen Generalversammlung steht auch ein Antrag auf Abänderung der Statuten dahin, daß dem Aufsichtsrat eine feste Vergütung zustehen soll in Höhe des ihm in den letzten Jahren gezahlten Betrages von 100 000 M.

— **Dresdner Gardinen- und Spitzenmanufaktur Akt.-Ges. in Dobritz bei Dresden.** Die Generalversammlung setzte die Dividende auf wieder 12 Prozent fest. Neue Mitteilungen über die Aussichten wurden nicht gemacht.

Landwirtschaftliches

Ein Verkauf von 100 Fohlen

durch die Landwirtschaftskammer für die Provinz Sachsen findet am 11. Oktober, vorm. 9 Uhr, in Halle (Saale) statt. Die Abgabe erfolgt meistbietend gegen Barzahlung nur an Landwirte der Provinz Sachsen, die sich durch ortspolizeiliche Bescheinigung als solche ausweisen können. Näheres Anzeige.

Kurorte und Reisen

— **Bad Elster.** Mit dem 30. September ging die vierte Sommerkurzeit während des Krieges zu Ende. Sie brachte dem Bade die bisher noch nie erreichte Besucherzahl von 18 947. Wenn auch die Kurkapelle mit Ende September aufgehört hat zu spielen und das Kurtheater, das bis zum letzten Tage sehr gut besucht war, seine Pforten geschlossen hat, bleiben doch die Bäder und Quellen während der ganzen Winterkurzeit geöffnet. Auch Lesezimmer und die Wirtschaftsräume des Königl. Kurhauses, in denen täglich eine kleine Hauskapelle spielt, werden offen gehalten. Infolge des prachtvollen Herbstwetters hält der Zuzug von Gästen immer noch an; gegenwärtig sind etwa noch 700 Fremde anwesend.

Letzte Telegramme

Versenkter Viermaster

Bern, 6. Oktober. „Dépêche de Lyon" meldet aus Paris: Die beiden französischen Viermaster „Madeleine 11" (2708 Br.-R.-T.) und „Marthe" (3119 Br.-R.-T.), die am 26. Juli aus den französischen Häfen ausgefahren sind, werden als von einem deutschen U-Boot versenkt gemeldet.

Man zeichnet Kriegsanleihe bei jeder Bank, Sparkasse, Kreditgenossenschaft, Lebensversicherungs-Gesellschaft, Postanstalt.

Wetterbericht

Witterungsbericht vom Brocken

Freitag, 5. Okt. Der schon im letzten Bericht angekündigte Wetterumschlag trat am Mittwoch gegen abend ein. Das Hochdruckgebiet wich zurück, und ausgedehnte Depressionen übten ihren Einfluß auf den Witterungscharakter aus. Demzufolge trat bei fortgesetzter Abnahme des Luftdruckes Nebel ein, und seit dieser Zeit herrscht auf dem Brocken ein furchtbares Unwetter. Der schon gestern früh ziemlich starke Südweststurm nahm von Stunde zu Stunde zu, und wuchs mittags zum vollen Sturme an. Im Laufe des Nachmittages klärte es zeitweilig auf, aber immer neue Nebelwellen jagte der Sturm vorüber und von 5 Uhr ab war der Gipfel von neuem in dichten Nebel verhüllt, der ohne Unterbrechung auch heute anhält. Der Sturm nahm an Geschwindigkeit weiter zu, bis er gestern 9 Uhr abends 32 Metersekunden (Windstärke 11) erreichte, jedoch erzielte die Geschwindigkeit in einzelnen Stößen bedeutend höhere Werte. Gleichzeitig trat auch Regen auf, der die ganze Nacht hindurch anhielt und heute früh 16 Millimeter Niederschlag lieferte. Der gesamte Niederschlag der 48 Stunden beträgt 21,4 mm. Der Aufenthalt im Freien ist auch dadurch noch umso unfreundlicher geworden, daß die Temperatur heute morgen von 8° auf 4° gesunken ist. Dabei gehen weiter zeitweise Niederschläge in Form von Schauern hernieder.

Verantwortlich:
für den politischen Teil: Dr. Hans Simon; für Oertliches, Landwirtschaftliches, Gerichtssaal und Sport: Heinrich Mieschner; für Provinz, Börsen- und Handelsteil: Georg Fernandes; für den übrigen Teil: Dr. Hans Simon; für den Anzeigenteil: Otto Kreibohm, sämtlich in Halle.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191710071-19/fragment/page=0004

Hallescher Courier

Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung

Nummer 80 — Halle (Saale), Sonntag, den 7. Oktober — 1917

(Nachdruck verboten.)

Wie sie die Kriegsanleihe zusammen fuhren

Von Gustav Schröer

Sechs Kriegsanleihen und sich von keiner ausschließen, abgesehen von der ersten, wo man die Sache noch nicht recht verstand, das räumt auf. Das aber will sich die Hainfelder Schule nicht nachsagen lassen, daß sie ihre Tröpflein nicht in das große Fluten gäbe, wenn wieder der Ruf durch das Land geht: Gebt, daß wir auch mit den goldenen Kugeln dem Feinde so über sind wie mit den stählernen.

Lehrer Walter hat das den Kindern auf eine Art ins Gemüt geführt, die zwar viel Spaß machte, dabei aber doch das an sich hatte, das den Widerhaken so unwiderstehlich macht. Man kann nicht dagegen an. Nachgeben, nachgeben, sonst tuts weh. Also: das ist gerade wie mit dem Wasser. Da machen sich die Regentropfen auf, rennen und sausen wie ein ganzes großes Heer übermütiger, kleiner Buben, fassen sich an den Händen, jauchzen und poltern, heidi, kopfüber daher. Als ihrer zehntausend zusammen sind, da fällt es ihnen auf einmal ein: halt, was sind wir für Kerle! Wir sollten doch was können miteinander, und — das Rinnsälchen ist fertig. Das hüpft den Berg hinab, ist anfangs ein bissel hochmütig, denkt aber zuletzt: es ist allein doch so eine Sache. Da will rechts und links zu viel sein für viele, die am Wege stehen. Ich will sehen, daß ich mich mit ein paar Nachbarn zusammentun kann. Und schon sind sie bei der Hand, die gutmütigen Leute. Einer kam aus dem Tännicht, einer aus dem Laßgraben, der dritte von der Schmerlitzkuppe und so noch etliche und — durch die Wiesen tändelte ein Bächlein, blank und sauber wie ein Mädchen am Sonntag nachmittage. Zum Tändeln aber ist man nicht da, schon als Kind nicht, und so ein bißchen Wasserrad drehen, das ist noch lange keine schwere Arbeit. Das tut das Bächlein unterwegs an die zehnmal, und davon klappern die Mühlen, sausen die Steine, haben die Menschen Brot.

Streben muß man. Immer vorwärts, von der leichten Sache zur schweren, und der Fluß, zu dem zwanzig und dreißig Bächlein Tag und Nacht eilen, was vermag der! Das kann man gar nicht so rasch daher zählen. Und gar erst der Strom, auf dem Dampfer fahren, so groß wie die Häuser!

Wer aber hat das gemacht? Die Regentropfen.

„Nun denkt weiter nach, Kinder, dann findet ihr es schon heraus, wie ich das mit der Kriegsanleihe meine", spricht Lehrer Walter. „Auf einen Tropfen käme es nicht an, meinst du, Heinrich Siebeneich? Hm ja, das kann wohl sein. Aber soll dein Scherflein der Tropfen sein, der fehlt? Schau, Bub, du wirst rot. Gelt, das ist ein Rumoren inwendig, wie wenn einer sagte: willst du wohl voran? Ich meine, man kann auch da ganz leicht herausfinden. Denkt: keiner beredet sich mit dem anderen, geht jeder seiner Wege und verläßt sich einer auf den anderen. Der wirds machen, meint er, gibt wohl ein bissel mehr als voriges Mal. So kann ich meines sparen. Das denken zehn Millionen, von denen jeder nur zehn Mark gegeben hätte. Und als es hernach zum Zählen kommt, da stehen sie da mit ganz großen Augen: ja, aber wie konntest du das auch tun, wo ich mich auf dich verließ? Dasselbe sagt der andere. Und da ist es kein Strom, der mächtig und unwiderstehlich daher wallt, da ist es ein trübselig, klein Wasser, über das die anderen lachen und von dem sie sagen: mit dem wollen wir rasch fertig werden. Die anderen aber, Kinder, das sind die Feinde, und der Strom, der ist unser aller Leben und unser aller Zukunft. Der muß, Mädels und Buben, der muß so stark sein, daß neunhundert Millionen Menschen, aus denen die Feinde ihre Soldaten herholen, ihm nicht widerstehen können. Der muß!"

Das Muß, das läßt die Kinder nicht los und die Alten nicht, denen es die Kinder vorsetzen zum Mittage und zum Abend, bis sie nachgeben. So ist es allemal ein Fluten geworden. Diesmal aber stehen die Sparkassenbücher fast alle auf Null, und die Büchsen klappern recht kläglich.

Wie denn nun? Es muß doch regnen, muß!

Da zieht Lehrer Walter eines Morgens ein Zeitungsblatt aus der Tasche. In dem steht: „Rote und schwarze Hollunderbeeren kauft die Apotheke in Jakobsau." Und der Lehrer fügt hinzu: „Er zahlt zehn Mark für den Zentner, der Apotheker. An den Hängen aber, am Steinicht, dem Nußbühl, dem Rödel, steht es rot bei rot. Und, Kinder, wir müssen Kriegsanleihe zeichnen."

Das ist genug gesagt.

Am Sonntag nachmittag ist ein Leben an den Hängen, daß die Rotkehlchen und die Grasmücken und die Drosseln ganz zornig zu einer Konferenz zusammenkommen und beschließen, eine Beschwerde beim hochwohllöblichen Kriegsernährungsamte vorzubringen. Ging scharf her unter den Gefiederten, bis ein alter Amselhahn mit rotgelben Brillenrändern sagte: „Man wird am besten tun, sich zu bescheiden. Fehlt uns schon die Marmelade, die wir immer gern aßen, so haben wir doch markenfreies Fleisch. Es gibt heuer so viel Würmlein wie selten, und ich meine, wir tun auch vaterländischen Hilfsdienst, wenn wir da ein wenig aufräumen."

Damit ist die Sache abgetan, die Besänftigten schauen von hohen Baumwipfeln herunter den Kindern zuletzt ganz vergnüglich zu und haben ihre helle Freude an deren Eifer.

Am Rande des Hanges stehen zehn Wägelchen, fünf für die Mädchen, fünf für die Jungen und auf jedem Wagen zwei große Körbe. Ist ein Hang abgeerntet, dann gehts mit Hurra den Feldweg entlang zum nächsten.

Hei, was macht das für Spaß! Die Sonne lacht, die Weidenröschen werfen jedem der Kinder, husch, husch, eine Hand voll weißer Wolle auf Röcklein und Hosen, wie wenn die Schneeflocken stieben, die Glockenblumen nicken den Fleißigen zu, und es ist fast schöner als zum Kinderfeste, das so langsam in Vergessenheit zu geraten scheint.

Als die Sonne, glühend rot vom Tagewerke, ganz weit im Westen über den blauen Bergen hängt und die ersten Schatten in den Tälern aus Felsenwirrnis und Farnkraut heraushuschen, da ziehen die Kinder in Hainfeld ein. Lehrer Walter, der am Wege steht, lacht ihnen zu und sagt: „Kinder, damit die Beeren auch gut in die Apotheke kommen, dürft ihr morgen früh, anstatt um acht in die Schule zu kommen, in die Stadt fahren."

„Hm, das ist doch mal was Gescheites", denkt Frieder Reimer. „So kommt man wenigstens um die Rechenstunde."

An Wilson!

Du also meinst, der Krieg muß weitergehen,
Bis Deutschlands Kaiser seinem Thron entsagt,
Bis von Kölns Dom die Trikoloren wehen,
Und bis der Brite uns zu Sklaven macht?

Nun wohl, hör' an: Ich steh' im Kampfgebrause,
Hab' Weib und Kind daheim, die nach mir schrei'n.
Der Tod droht mehr hier als im Weißen Hause;
Und dennoch stimm' ich diesmal mit dir ein.

Ich ruf's bei meiner deutschen Kriegerehre:
Der Krieg muß weitergehen, bis der Feind —
Auch der dort drüben hinterm grauen Meere —
Ob seinem Wahnsinn bitt're Tränen weint.

Erst muß der Brite auch den Hunger spüren,
Der unsre Frau'n und Kinder hat geplagt.
Erst muß das Unterseeboot noch vollführen
Der See Befreiung von der brit'schen Macht.

Erst müssen noch die hunderttausend Flieger,
Die euer großes Maul uns hergeschickt,
Beschämt gestehen: „Deutschland ist der Sieger,
Wir haben keine Lorbeer'n uns gepflückt!"

Erst müssen deine Truppen noch vermodern
Am blutigrot gefärbten Yserstrom;
Erst müssen noch die Feuerbrände lodern
Des Bürgerkriegs im ungetreuen Rom.

Erst muß zu dir dein Volk, du großer Weiser,
Noch sprechen! „Fort erbärmlicher Tyrann,
Uns fehlt ein Führer wie der deutsche Kaiser!"
Dann — geb' auch ich dem Frieden freie Bahn.

Vizewachtmeister Hugo Fischer (in der „Liller Kriegszeitung").

Der Morgen ist köstlich. Wohl ausgeruht ist die Sonne aus dem Bett geschlüpft, der glitzernde Tau liegt auf Gräsern und Herbstblumen und macht die Gewebe der kleinen Spinnen zu diamantgezierten Schleiern. Da wandern zwanzig Hainfelder Kinder vor ihren Wägelchen her zur Stadt.

Lehrer Walter hat nur die Kleinen in der Schule behalten. Unterwegs aber begegnet den Kindern ein Herr mit weißem Bart. Der hält sie an: „Kinder, habt ihr denn keine Schule?"

„Nein!" rufen sie lachend.

„Was fahrt ihr denn da?"

„Kriegsanleihe!"

Fort sind sie und lassen ihn stehen.

Der Herr aber ist der Schulrat, der zusehen will, ob in der Hainfelder Schule auch fleißig gelernt wird.

Der ist noch da, als die Frohen wiederkommen.

Robert Heins überreicht dem Lehrer fünfzig Mark für die Jungen und Gertrud Dorst ebensoviel für die Mädchen. Dann aber gehts ans Examinieren. Und das ging nie so gut. Dauert gar nicht lange. In einer halben Stunde ist alles abgemacht.

Der Schulrat aber hat ganz helle Augen. „Kinder", sagt er, „wenn im deutschen Vaterlande die Kriegsanleihe auf Wagen zusammengefahren wird, hei, was wird das für ein Großes geben! Ich will vielen von euch erzählen, und für heute habt ihr frei!"

(Nachdruck verboten!)

Ein Mord mit der Feder

Von Ida Barber.

Schon länger als fünf Wochen saß ich nun in dem kleinen mährischen Bade L., welches mir der Arzt wegen der vorzüglichen Quellen verordnet hatte, war aber vor Langeweile der Verzweiflung nahe. Die einzige Zerstreuung, welche ich fand, war die Bearbeitung einer Novelle, mit der ich mich schon monatelang ununterbrochen beschäftigt hatte. Jetzt hoffte ich, dieselbe, — nachdem ich Freud und Leid, Furcht und Hoffnung mit den handelnden Personen durchlebt, — in einigen Tagen enden zu können; da rief mich eine Depesche, die mir die Erkrankung einer Jugendfreundin meldete, zu derselben; indem ich mißvergnügt die Feder beiseite legte, überdachte ich, daß ich meine Erzählung in dieser Zeit noch zu Ende führen könnte, da der Zug, mit dem ich zu reisen vermochte, erst nach fünf Stunden abfuhr.

„Weißt Du nicht," fragte ich meinen Bruder Julius, der aufmerksam seither jeden Bogen meines Manskripts gelesen, „wie ich diesen Kerl, den Vogt, am leichtesten aus der Welt schaffen kann? Ich möchte gar zu gern mit ihm noch heut fertig werden."

Wohl gewahrte ich, wie mein Stubenmädchen mich entsetzt anstierte, war jedoch zu sehr mit meinen Gedanken beschäftigt um ihr weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

„Es wird vermutlich auf eins hinauskommen," sagte mein Bruder, „ob Du ihn durch Gift, Strick oder Schußwaffen umkommen lässest."

„Du hast recht," entgegnete ich, „und wozu die lange Todesqual? Er soll noch heute das Zeitliche segnen." „Ich meine," setzte ich nach einigem Nachdenken hinzu, „Gift wird das beste für ihn sein."

Wieder fühlte ich den Blick meiner Donna in stillem Entsetzen auf mich gerichtet — ich weiß nicht, was sie an uns gewahr wurde, ahnte kaum, daß sie unser halblaut geführtes Gespräch belauschte und war schon wieder bei der Arbeit, als ich einen unterdrückten Schrei hörte und, mich umwendend, Jungfer Kathi am Boden fand.

Man führte sie sogleich in ihr Zimmer, alles war um sie bemüht, es gelang endlich, sie zum Bewußtsein zu bringen, doch sobald sie mich erkannte, ließ sie wieder einen gellenden markerschütternden Schrei hören, schlug mit den Händen um sich und fiel abermals in Krämpfe.

Kurze Zeit hernach hatte ich meine Novelle beendigt, den Helden derselben durch Gift sterben lassen, alle Reisevorkehrungen getroffen und stand schon in Hut und Mantel, während Kathi noch immer stieren Blicks vor sich hinsah und nur zuweilen die Worte murmelte: „Wer hätte das gedacht!"

Einige Tage danach meldete mir mein Bruder nach D., daß beide Dienstboten plötzlich auf und davon seien; sie hätten, wie ihm die Hausmeisterin sagte, allerhand Getratsch gemacht, und er sei froh, da sie sich sehr sonderbar benommen, sie aus dem Hause zu haben.

Ich war nicht wenig erstaunt ob dieser Nachricht. Was war da vorgegangen? — Fanni, die Köchin, stand bereits sechs Monate bei mir im Dienst und hatte sich stets anhänglich und treu gezeigt; Kathi, das Stubenmädchen, war erst unlängst eingetreten, hatte aber nie zur Unzufriedenheit Veranlassung gegeben. Da ich mein Haus nicht versorgt wußte, trat ich früher als beabsichtigt die Rückreise an.

Mein Bruder empfing mich bleich und verstört an der Bahn.

„Um Himmelswillen — was ist Dir?" fragte ich.

„Hat man dich auch schon vernommen?" fragte er.

„Ich verstehe dich nicht!"

„Man zwang mich, deinen Aufenthaltsort zu nennen; ich hätte dir gern jede Aufregung erspart, es muß sich ja alles klären, doch —"

„Du sprichst in Rätseln," unterbrach ich den Bruder. „Wer wollte meinen Aufenthalt wissen? Wer zwang dich? Was wird sich klären?"

„Hast du den Brief, den ich gestern geschrieben, nicht erhalten?"

„Er wird in D. erst um drei Uhr ausgetragen, und ich bin bereits um zwei Uhr abgereist."

„So, so!" entgegnete mein Bruder ganz erstaunt, demnach steht deine Ankunft nicht mit dem Inhalt meines Briefes in Zusammenhang?"

„Mich trieb nur die innere Unruhe," entgegnete ich.

„Und es ist gut, daß du hier bist," sagte er erleichtert. „Hier kannst du dich ja jedenfalls mit deinem Rechtsfreund besprechen um jede Störung abzuwenden."

„So sage mir doch um alles in der Welt, was vorgegangen ist," entgegnete ich unruhig.

Wir waren inzwischen an unserm Hause angelangt. „Warte, bis wir oben sind," entgegnete mein Bruder, und teilnahmsvoll blickte er mir ins Gesicht, als wollte er sagen: „Du erfährst es noch zeitig genug."

Auffallend war mir, daß all die Leute, denen wir im Hause begegneten, scheu zurückwichen; die Hausmeisterin, sonst eine sehr ehrerbietige, freundliche Frau tat, als sähe sie mich nicht. Einige Buben, die eben mit ihren Schulranzen heimkamen, wiesen mit den Fingern auf mich und zischelten einander zu: „Das ist die!"

Oben angelangt, sah ich auf meinen Schreibtisch eine bereits vor drei Tagen eingegangene amtliche Vorladung, mich umgehend an Gerichtsstelle einzufinden.

„Warum hast du mir diese Vorladung nicht nachgesandt? Um was handelt es sich denn?"

„Ich bin statt deiner hingegangen," sagte mein Bruder, „und hoffte zu erfahren —"

„Aber du weißt ja," unterbrach ich, „daß ich mit den Gerichten nichts zu tun habe."

„Desto mehr sie mit dir," entgegnete er gedankenvoll.

„Sage mir," fragte er nach einer Weile, mich mit wahrer Seelenangst betrachtend, „hast du vor deiner Abreise Arsenik in der Apotheke gekauft?"

„Ganz recht! Du weißt, die arme Freundin war nur deshalb totkrank, weil man ihr das jahrelang genossene Arsenik urplötzlich nehmen wollte; sie hatte sich so an diese Kost gewöhnt, daß sie eher auf das tägliche Brot, als auf ihre Dosis Arsenik verzichten wollte; das wußte ich, und da sie mir leid tat —"

„Unselige," unterbrach mich mein Bruder, „du hast durch deine Gutherzigkeit den schrecklichsten Verdacht auf dich geladen. — Man beschuldigt dich — um es kurz sagen — den vor einigen Tagen hier im Hause verstorbenen Doktor R., bei dem sich Anzeichen einer Vergiftung kundgaben, getötet zu haben."

Ich lachte hell auf. „Wer hat das sonderbare Märchen erdacht?" fragte ich.

„Es liegt eine Anzeige von glaubwürdiger Seite vor," sagte mir der Gerichtsbeamte. Doktor R. starb am Abend deiner Abreise. Am folgenden Morgen wurde die Anzeige eingereicht und mit deiner Abreise in Verbindung gebracht. Ich mußte deinen Aufenthalt dort angeben, die Vorladung dürfte dir heute zugestellt werden; fast fürchte ich, man wird in deiner abermaligen Abreise einen Fluchtversuch vermuten und dich morgen im dortigen Amtsblatt steckbrieflich verfolgen."

„Ja, wenn ich nur wüßte, wer in aller Welt," entgegnete ich, „mich beschuldigen kann, den alten Doktor R., mit dem wir vier Jahre lang in ruhigem Verkehr lebten, etwas getan zu haben? Hält man mich denn überhaupt für eine so staatsgefährliche Person?"

„Sei dem, wie ihm wolle," entgegnete mein Bruder, es muß etwas geschehen, um die Angelegenheit sobald als möglich, bei-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191710071-19/fragment/page=0005

zulegen. Wenn du nicht zu ermüdet bist, rate ich dir gleich mit mir zum Advokaten zu fahren, damit er deine Verteidigung in die Hand nehme und erfahre, wer die Anzeige eingebracht."

„Ich bedarf keines Advokaten und keines Verteidigers," entgegnete ich ruhig; „hat sich jemand einen schlechten Scherz gemacht, so wird es an den Tag kommen!"

Mein Bruder schien meinen Gleichmut zu bewundern, er ging erregt im Zimmer auf und ab, sah mich erstaunt an, wie ich mit größer Gemütsruhe die Reste eines gebratenen Huhns, das mir meine Freundin mit auf die Reise gegeben, verzehrte, griff endlich nach Hut und Stock, um wie er sagte, auf andere Gedanken zu kommen.

Da mich die Fahrt angestrengt hatte, legte ich mich ein wenig nieder, um zu ruhen.

In meinen besten Träumereien wurde ich — ich mochte kaum eine Stunde geschlafen haben — durch heftiges Pochen an der Tür geweckt.

„Um Gotteswillen, gnädige Frau", rief die Hausmeisterin, „man vermutet, daß Sie hier sind! Soeben war ein Gerichtsbeamter da, der mir den bestimmten Befehl gab, sobald Sie einlangen, Meldung zu machen."

„Aber beste Frau Schmidt," entgegnete ich, „warum haben Sie denn nicht gesagt, daß ich hier bin? Sie sahen mich ja doch kommen!"

Die Frau schaute mich an, als fürchtete sie, ich habe den Verstand verloren.

„Sie werden doch nicht dem Gericht in die Hände laufen wollen?" fragte sie teilnahmsvolls „Meinen ärgsten Feind würde ich nicht verraten, um ihn an den Galgen zu bringen, und Sie, die Sie stets gut und hilfreich zu mir und den Kindern waren — Sie sollte ich —"

Die Frau brach in ein krampfhaftes Weinen aus, ich hatte alle Mühe, sie zu beruhigen; als ich dies endlich erreicht, sagte ich: „So, nun gehen Sie, gute Frau, und melden Sie, daß ich zurück sei und begierig wäre zu wissen, was man von mir will."

„Himmel!" rief die Frau in wahrer Seelenangst, „Sie waren ja nicht bei Verstand, als Sie es taten, und jetzt, wo Sie freiwillig zurückkehren, sind Sie es wieder nicht! Ich kann Sie doch unmöglich so ins Unglück —"

„Glauben Sie denn wirklich selbst," unterbrach ich die unmäßig aufgeregte Frau, daß man jemand verurteilt, ohne ihn der Schuld überführt zu haben?"

„Aber alles ist leider ja erwiesen," jammerte die Frau. „Ich weiß es ja am besten selbst, Sie können es nicht bei ruhiger Ueberlegung getan haben, aber mein Vater hat immer gesagt, die Gestudierten sind nicht immer bei sich, sie tun oft ganz etwas anderes, als sie denken!"

Die Reden der Frau schienen mir zu überspannt, um eine Widerlegung zu verdienen. Ich ließ sie stehen und beschäftigte mich damit, das Zimmer zu räumen.

„Wie sie nur so ruhig dabei sein kann!" murmelte sie, mich bei meinem Tun betrachtend. Wieder schien sie eine Weile zu überlegen, dann war sie mit einem Satz aus dem Zimmer. „Ich werde schon Rat schaffen!" hörte ich sie sagen und wunderte mich, daß diese Frau über eine Angelegenheit, die eigentlich mich allein betraf, so ganz aus dem Häuschen ging. Es dauerte nicht lange, als sie wiederum anpochte und meldete, ein Herr wünsche mich zu sprechen.

Auf den ersten Blick gewahrte ich, daß ich in dem Eintretenden den berühmten Seelenarzt, Professor D. vor mir hatte, dessen Vorlesungen ich vor Jahren in Berlin mit Interesse gelauscht.

Jetzt ward mir klar, was sie mit ihren Worten „ich werde schon Rat schaffen" gemeint. Kaum konnte ich mich zur Ruhe zwingen, am liebsten hätte ich laut aufgelacht.

Der Vorgang belustigte mich, ich beschloß abzuwarten und zu sehen, ob man mich, nachdem man mich des Mordes verdächtigte, vielleicht für geisteskrank erklären würde.

Die Hausmeisterin, mein Lächeln bemerkend, flüsterte Professor D. zu: „Sehen Sie, Herr Professor, sie will schon wieder lachen! Sie hat keine Ahnung von dem, was ihr bevorsteht!"

Professor D. begründete sein Erscheinen, indem er vorgab, eine Wohnung hier im Hause, die Wohnung des unlängst verstorbenen Doktors N., soeben gemietet zu haben; er wolle mir, als demnächstiger Nachbar, seinen Besuch machen und so weiter Obschon er die Unterhaltung leicht und ruhig führte, sah ich doch, wie er mich aufmerksam beobachtete; sein Auge schien das meinige durchbohren zu wollen und, wenngleich ich jetzt im Begriffe war, ihm zu sagen: „Bester Doktor, regen Sie sich nicht auf, Sie sind auf falscher Fährte," fiel mir doch urplötzlich ein: „Wie, wenn du mal versuchen solltest, einen Mann der Wissenschaft irre zu führen?"

Im Nu war mein Plan gefaßt!

Absichtlich verwickelte ich mich in Widersprüche, redete allerhand wirres Zeug, so daß nach Verlauf von zehn Minuten dem guten Professor nichts übrig blieb, als mich für irrsinnig zu halten.

Er verabschiedete sich, hielt länger als nötig, meine Hand in der seinen, fühlte aufmerksam den Puls und als er die im Vorflur wartende Hausmeisterin ansichtig wurde, sagte er halblaut: „Sie hatten Recht! Bleiben Sie hier. Ich komme in einer halben Stunde zurück!"

Die Frau sah mich so mitleidig an, daß ich gern, um ihr den Kummer vom Herzen zu nehmen, gesagt hätte, daß ich den Zweck von des Professors Besuch durchschaut und sein Verständnis nur auf die Probe habe stellen wollen. doch — die Sache belustigte mich nun schon, „man muß seiner Rolle treu bleiben," dachte ich — legte mich, die Frau nicht beachtend, aufs Sofa und trillerte ein Liedchen.

Da schien es der Guten nun ganz unheimlich zu werden; die Wahrheit des Satzes: „Böse Menschen haben keine Lieder" war ihr offenbar nicht einleuchtend, sie atmete erleichtert auf, als ihre Tachter eintrat und ihr zuraunte: „Mutter, ich bleibe im Treppenhaus; wenn sie wild wird, so schreie nur!"

„Wird der Doktor bald wieder kommen?" fragte die Frau ängstlich.

„Er ist nach der Anstalt gefahren, um eine Wärterin zu holen!" lispelte das Mädchen.

„Das sieht ja recht tröstlich aus!" dachte ich und war begierig zu wissen, was man nun mit mir vornehmen würde.

Ich sollte nicht lange grübeln.

Gar bald kehrte Professor D. mit einem Gerichtsbeamten zurück, der mich einem Verhör, das wohl eine Viertelstunde lang währte, unterzog.

Selbstverständlich war ich jetzt bei vollem Verstande, so daß selbst der Beamte überzeugt schien, daß, obgleich verschiedene Verdachtsgründe vorlagen, die gegen mich erstattete Anzeige eine böswillige Verleumdung sei.

„Darf ich nicht wissen" fragte ich, „wer gegen mich die Anklage eingereicht?"

„Die bei Ihnen im Dienst gewesene Kathi S. wollte aus Ihrem Munde gehört haben, daß —"

Urplötzlich war mir alles klar.

Kathi war ja Zeugin der Unterredung gewesen, die ich mit meinem Bruder geführt; wieder sah ich ihr geisterbleiches Gesicht, in dem sich Furcht, Entsetzen, Abscheu malten — zur Stunde wollte sie vielleicht noch nicht glauben, daß ich fähig wäre, ihn, wie ich sagte, durch Gift, Strick oder Schußwaffe umzubringen; als jedoch am Morgen Doktor N. tot in seinem Bette aufgefunden worden, da wurde es in ihr zur schrecklichen Gewißheit, daß ich meinen Plan ausgeführt. Selbstredend mußte sie das Unglückshaus verlassen, und um nicht Unschuldige in Verdacht zu bringen, dem nächsten Polizeibeamten beichten, was sie mitangehört.

Nachdem ich den beiden Herren den Zusammenhang erklärt, ging ich zu meinem Schreibtisch, holte das fragliche Manuskript und zeigte dem Gerichtsbeamten, wie ich in der Tat an jenem Abend einem Menschen das Leben abgeschnitten, doch, weder durch Zyankali noch Arsenik, sondern nur mit — der Feder.

Professor D. machte gute Miene zum bösen Spiel, denn, wenngleich er allen Grund hatte, mir wegen der Irreführung, die ich mir gestattet, zu grollen, reichte er mir freundlich beim Abschied die Hand und sagte: „Sie haben Ihre Rolle so trefflich gespielt, daß Sie jeden Psychiater hätten irre führen können."

Wenige Tage hernach wurde festgestellt, daß Doktor N. sich durch Morphium vergiftet hatte.

Es war in der Tat eine ganz eigenartige Verknüpfung von Umständen, die Kathis Aussage glaubhaft erscheinen ließ. Meine eigenen Worte, die plötzliche Abreise, der Arsenikeinkauf, meine tolle Laune, als Professor D. mich, um meinen Geisteszustand zu prüfen, besuchte, all dies waren Verdachtsgründe, die vielleicht ernste Verwicklungen hätten herbeiführen können.

Der Mord mit der Feder war vorsätzlich geplant und ausgeführt worden; von diesem konnte mich, da der Tatbestand schwarz auf weiß vorlag, kein Gerichtshof freisprechen. Doktor N.'s plötzlich eingetretener Tod hatte seine natürliche Erklärung gefunden. Jungfer Kathi und die Hausmeisterin erschöpften sich in Entschuldigungen, daß sie nur „so etwas" hätten glauben können, ich aber nahm mir vor, doch, wenn ich in Zukunft jemand aus der Welt befördern wollte, dies völlig geheim zu tun.

Nachdruck gestattet!

Zur Gründung der Deutschen Vaterlandspartei

Es murrt' und gärte dumpf in unserm Volk:
Der schlimme Krieg! So kann es nicht mehr bleiben!
Mit Hinterlist der Feinde Wetterwolk'
Will's, einem Keil gleich, auseinander treiben.

Sie streuten Zwietracht aus mit gift'gem Wort,
Und da und dort ist's auch schon aufgegangen,
Der Unmut wächst, die Scheelsucht wuchert fort,
Und wer sein Volk liebt, sieht's mit heißem Bangen.

Was schwer erkämpfte unser glorreich Heer,
Des wollen eitle Schwätzer uns berauben,
Die Dankespflicht, sie kennen sie nicht mehr
Und unterwühlen Ehr' und Treu und Glauben.

Da, in der Stunde finsterster Gefahr,
Als feig' es klang von Frieden und Verzichten,
Als triumphierte schon der Feinde Schar,
Frech der Besiegte wollt' den Sieger richten.

Da standen Männer auf voll Kraft und Mut,
Die unserm Deutschland Großes schon gegeben,
Die ihm gedient mit ihrem Geist und Blut,
Sie weckten 's auf zu neuem, höherm Leben.

Fort mit dem ehrlos kläglichen Getu!
Wir sind e i n Volk, stehn fest und treu zusammen!
Ihr Heldenschläfer, schlummert fort in Ruh,
Im Herzen lodern noch die alten Flammen!

Umsonst vergosset Ihr nicht Euer Blut,
Ihr Edlen, die für uns gekämpft, gelitten,
Die Ihr in mörderischster Kampfesglut
Schirmtet und wahrtet deutsche Treu und Sitten.

Nicht darf die Heimat unwürdig sich zeigen,
Die doch des Krieges kleinste Bürde trägt,
Nie darf der heil'ge Glaube uns entweichen,
Ob Gottes Hand auch schwere Wunden schlägt.

Er war bei unserm Heer mit seinem Segen,
Schenkt' unserm teuren Kaiser Sieg auf Sieg,
Gab unsern Fluren Sonnenschein und Regen,
Wandt' auf der Feinde Haupt den Hungerkrieg.

Auf England, dessen Neid und Goldgier braute
Das Unheil, das jetzt schaurig füllt die Welt,
Des Ränkelist den Lügenwall erbaute,
Der unsern Kaiser, unser Land umstellt.

Die Stunde naht, da der Gerechte droben
Die Sühne heischt für Englands schwere Schuld,
Wir aber dürfen danken nur und loben
Ihn, unsern Gott, für seine große Huld.

Durch Luther hat er uns einst auserkoren,
Bismarck schuf uns das ein'ge Deutsche Reich,
Wir müssen sorgen, daß nun unverloren
Steigt Deutschlands Aaar zu lichter Höhe auf!

Nach außen frei und stark, einig in Treuen
Für Thron und Reich, brüderlich Hand in Hand, —
Dann wird es blühn und wachsen und gedeihen,
Das herrliche, das liebe Vaterland!

Wansleben, Bez. Halle. Emmy Sünder.

Brief von der Rigaer Front

Vom Kriegsberichterstatter W. Muiszel.
Aus dem Russischen von Marie Bessmertny.

„Rußkaja Wolja" bringt folgenden bemerkenswerten Brief.

Zwei Kämpfer, von denen der angreifende fest überzeugt ist, daß sein Gegner schwer verwundet, tiefkrank ist, stehen einander gegenüber.

Hochgespannter Blick in den Augen beider. Mit geheimnisvoller, ernster Miene erwartet der Gegner den Augenblick der Schwäche des Schwerverwundeten, der nicht sterben will. Muß er sterben? Diese Frage drängt sich jedem auf.

Wie eine Sphinx wirkt das Antlitz des kühlen, zielbewußten Feindes, durch dessen Hirn sich langsam und dumpf der Gedanke zieht. Und alles, was ihn zum Ausdruck bringt, ist berechnet, dunkel, geheimnisvoll und logisch nach einem ungeahnten Gesetz.

Bis jetzt sind wir gewöhnt, zu hören, daß die besten Soldaten im Sinne des entschlossenen Unternehmungsgeistes und der völligen Todesverachtung die Letten waren. Man entsinnt sich der kräftigen, männlichen Jugend mit gebräunten Gesichtern, breiten Schultern und hellen Augen, die sich vor kurzem ausgezeichnet hatte. Die vereinigten lettischen Bataillone dienten als Stütze an den verantwortlichsten Stellen der Front bei den heftigsten Kämpfen. Besonders nützlich machten sie sich beim Rekognoszieren, da sie eben so kühn als ortskundig sind. Als landlose Pächter der feudalen Barone hassen sie alles Deutsche, und dieser Haß, großgezogen durch Generationen, bildete das Unterpfand der Treue bei den genannten Bataillonen.

Sie hatten keine besondere Losung, aber wenn das Streben dieser Massen in wenige Worte gefaßt werden soll, so kann man sagen: „Tod oder Sieg!" Dazwischen gab es nichts.

Als das russische Heer wie eine verworrene Masse die Macht über sich verlor, und als der Rückzug an der Südwestfront Menschenwogen über das ganze Land wälzte, da jagten tausende von Letten, schlicht und bestimmt: „Gehen sie nicht, so gehen wir, wir vereinigen uns zu einem „Todesbataillon„ und ziehen mit dem Rufe: Tod oder Sieg!" dem Feinde entgegen.

Und sie zogen, alles hinter sich lassend, nicht rechts, nicht links schauend. Sie ewurden des größten Verbrechens, das die menschliche Zunge seit der Zeiten Adams bis heute ausgesprochen hat — des Verrates — beschuldigt. Man nannte sie: Kain, und sie waren gezeichnet. Aber sie zogen aus und starben, und selbst ihre Leichen wurden noch mit Schimpf beworfen. Doch trotzdem zogen sie aus und ziehen noch heute aus. Zwei Kräfte wirken in ihnen: der bewußte Haß gegen die jahrhundertlange Unterjochung und die Kraft der Vergangenheit, die der Kraft der Gegenwart, und sei es durch den Tod, zustrebt. Man sollte meinen, daß alle unsere Kämpfer sich instinktiv vereinigen, aber so dunkel und schrecklich sind unsere Tage und unsere Beziehungen, daß die Kräfte, die denselben Weg gehen und dasselbe Ziel verfolgen, sich gegenseitig abstoßen, während sie von dem Feuer ihres gemeinsamen Geschosses beleuchtet werden.

Als offizielle Ursache der Spannung zwischen lettischen und russischen Soldaten wird das Mißverständnis wegen der Wahlvorbereitung geltend gemacht. Die Sturmkompagnie beklagte sich über die Letten, die jene als „konterrevolutionär" bezeichnete. Es kam sogar noch zu schlimmeren Ausdrücken, und als ein lettischer Offizier eine Schlägerei beilegen wollte, stürzte ein russischer Soldat mit einem gezücktem Gewehr auf ihn in der Meinung, daß ein Gefecht zwischen lettischen und russischen Truppen beginnen solle.

So lautete wenigstens der Bericht vom Armeekommissar. Es gibt auch andere Auffassungen und Erklärungen für die Gegensätzlichkeit beider Stämme! So wurde in dem Städtchen Werro vom Vollzugskomitee festgestellt, daß der Sturmkompagnie „jede bürgerliche Erziehung im Geiste der Revolutionsfreiheit abgehe." Bei den Wahlvorbereitungen stellte sich jedenfalls die klaffende Verschiedenheit zwischen den Letten und Russen mehr als je heraus. In dem erwähnten Städtchen nahmen die Wahlen sogar einen blutigen Verlauf und neben Verwundeten waren zwei Tote, die den Waffen der Gegner zum Opfer gefallen waren. Die erregte Masse wurde von keiner amtlichen und bevollmächtigten Person im Zaume gehalten und die Parteien und ihre Führer kümmern sich nur um die Versammlungen und um die heftigen Debatten. Im übrigen bleibt alles wie es war: dunkel, geheimnisvoll und ohne wahres Verständnis für die Qualen und gewaltigen Opfer des Landes, das in der Stunde seiner Wiedergeburt von Martern durchwühlt wird.

(Nachdruck verboten.)

Der Wolfsspitz

Kriegsskizze von R. Mühlmann

Wie aus der Pistole geschossen jagt aus dem halboffenen Hoftor des „Waldgutes" ein Hund heraus, ein Wolfsspitz mit silbergrauem, zottigem Fell. Er biegt am halbzerfallenen Gartenzaun ab, überspringt einen Graben, jagt mit eingeklemmter Rute und vorgelegtem Kopf über Wiesen und Aecker weiter, immer weiter, bis hinunter an den Bahndamm. Der Hund kennt seinen Weg genau, er läuft den Bahndamm ein Stück zurück bis zu der kleinen Station, durch welche die Schnell- und D-Züge in langsamem Tempo durchzufahren pflegen. Die Uhr zeigt an der Station auf 10¼. In etwa 15 Minuten muß der D-Zug Hamburg-Berlin durchfahren. Wolf, so heißt der Hund, der, wenn man ihm im Walde begegnet, von weitem wie ein richtiger Wolf aussieht, springt über die Gleise hinweg, und bei dem kleinen Güterschuppen bleibt er stehen. Dann kriecht er vorsichtig unter einen mächtigen, rotlackierten Güterwagen, der mit noch vier anderen Wagen zusammengekoppelt auf dem Güterschuppengleis steht. Das Tier kauert sich nieder und sieht angestrengt in der Richtung des Stationsgebäudes.

Bim — bam, bim — bam, bim — bam, die Signalglocke meldet soeben die Abfahrt des Zuges von der letzten Station. Keine sieben Minuten sind vergangen, da bemächtigt sich des Hundes eine seltsame Erregung. Ein dumpfes Zittern geht durch den ganzen Bahnkörper, durch die Schienen und Schwellen, und Wolf richtet sich aus seiner kauernden Stellung empor, streckt den Kopf tief vor und lugt nach dem roten Stationsgebäude hinüber, durch dessen Tür soeben der neue junge Stationsvorstand mit seiner roten Mütze auf den Bahnsteig hinausgetreten ist. In der Ferne zeigt sich eine dichte weiße Dampfwolke, und ein schwarzes Etwas, das von Sekunde zu Sekunde größer wird. Es ist der Hamburger D-Zug, der näher und näher kommt. Ein kurzer Pfiff der Lokomotive, man hört das Pfauchen und Knallen der Luftdruckbremse, und bereits im nächsten Augenblick ertönt ein kurzes, scharfes, fast in taktmäßigen Absätzen vernehmbares Bellen. Es ist der Wolfshund, der aus seinem Versteck über die Gleise hinübergesprungen ist und auf dem festgerammten Kies des Bahnsteiges in freudigen Sätzen auf und ab springt und dabei bellt. Langsam durchfährt der aus sechs Wagen bestehende D-Zug die kleine Station. Aus einem halb heruntergelassenen Milchglasfenster des vorderen Wagens, des großen Speisewagens, wird nur für einen Augenblick ein Arm sichtbar, der ein Stück Fleisch in der Hand hält, das geschickt auf den Bahnsteig geworfen wird. Dann taucht das gutmütig lächelnde, feiste Gesicht eines Kochs mit seiner tellerartigen Mütze auf dem Kopf für einen flüchtigen Augenblick auf. . . . .

Das Bellen ist inzwischen verstummt. Wolf hat seinen täglichen Bettelbissen mit einem geschickten Sprung erhascht und jagt bereits mit seiner Beute in hastigen Sprüngen über die Gleise nach der Straße zu, die nach dem Bahnhof führt, und von da weiter über Aecker und Felder nach seinem Schupfwinkel in der Nähe des Waldgutes zurück, in dem er in aller Ruhe den schönen, saftigen Bissen verzehren kann. Der junge Stationsvorstand, der erst seit 14 Tagen nach dem kleinen Bahnort versetzt worden ist, hat dem Hund mit lächelndem Erstaunen nachgesehen. Aus dem Munde des alten Stationswärters erhält er denn auf seine Frage einen genauen Aufschluß über diesen seltsamen Hund, der seit einiger Zeit täglich etwa eine Viertelstunde vor dem Einlaufen des Hamburger D-Zuges auf der Station erscheint, sich dort versteckt und stets beim Einfahren des Zuges auf dem Bahnsteig bellend hin- und herläuft, und zwar so lange, bis ihm der Speisewagenkoch seinen Bettelbissen zugeworfen hat. — — —

— * —

Durch die Kriegsverhältnisse traten auch auf dieser verkehrsreichen Strecke mannigfache Veränderungen ein. So kam der Vormittags-D-Zug in Wegfall, und statt seiner verkehrte um dieselbe Zeit ein Eilgüterzug, der gleichfalls jene Station durchfahren mußte.

Als Wolf nun zum zweiten Male seinen Bettelbissen nicht bekommen hatte, lief er völlig ratlos, fast bestürzt noch eine Weile nach dem Durchfahren des Zuges in der Nähe des Stationsgebäudes umher, um dann zu verschwinden. Dasselbe war auch der Fall in den nächsten Tagen. Dann wurde sein Bellen, als die bedeutend längere Reihe von Wagen an ihm vorüberrollte, ohne daß deren Ende ihm seinen heißersehnten Bissen brachte, immer heftiger und wütender. Er begnügte sich jetzt auch nicht mehr mit Bellen, sondern knurrte mit fletschenden Zähnen die Beamten auf der Station, die ihn mit Wasser bespritzten, an, ja er nahm nicht einmal den schönen Kalbsknochen, den ihm der den Tieren wohlgesinnte Bahnhofswirt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191710071-19/fragment/page=0006

höchst eigenhändig hingeworfen hatte. Der Hund wurde für den Verkehr auf dem Bahnhof geradezu eine Belästigung, indem er Fuhrwerk und Leute, die zur Bahn wollten, anbrannte und stellte.

„Das Viest muß fort", so hieß es allgemein auf der kleinen Station, und es gab bereits Leute, die sich mit dem Gedanken trugen, dem Tier den Garaus zu machen. Die Bremser des Eilgüterzuges fingen nun auch noch an, den „D-Zughund", wie er auf der Station seit Monaten hieß, dadurch zu ärgern, daß sie Holz- und Kohlenstückchen aus ihren Bremserhäuschen beim Durchfahren des Zuges nach ihm schleuderten, wodurch die rasende Wut des Hundes nur noch mehr gesteigert wurde. Ein boshafter Lokomotivführer aber setzte eines Tages allem die Krone auf. Von seinem Ausguck hatte er das auf dem Bahnsteig wie besessen hin- und herrennende Tier bemerkt, und gerade in dem Augenblick, als seine Maschine an dem Hund vorbeifuhr, öffnete er das Ventil und ließ eine zischende Dampfwolke auf Wolf los. Der Hund prallte entsetzt zurück, dann aber raste er wie toll neben der weiterfahrenden Maschine her und veranstaltete mit ihr einen kleinen Wettlauf längs des Bahndammes bis zum letzten Signalmast hinaus. Dem Lokomotivführer und dem Heizer auf der Eilgüterzugsmaschine machte die Sache Spaß, der Heizer hielt sogar dem Hund mit höhnischer Gebärde vom Tender eine Brotrinde hinunter.

So ging das zwei Tage lang. Am dritten Tage wiederholte sich das Nämliche. Diesmal freilich hatte Wolf seine Beine auf den Wettlauf so gut eingestellt, daß er in toller Jagd den dahinführenden Güterzug überholte und, Schaum vor dem Munde, in hohen Sätzen direkt auf und ab sprang, indem er dabei ein beinahe kreischendes Bellen ausstieß. Das Tier mußte seine Wagehalsigkeit bitter büßen, denn es sprang zu kurz, so daß der große rechte Vorderpuffer der Güterzugsmaschine ihm einen kurzen, sanften Stoß gab, der genügte, um Wolf, durch den Schlag betäubt, mit einem schneidenden Wehlaut den Bahndamm hinunterkollern zu lassen, auf dessen Abhang er regungslos liegen blieb.

Etwa eine halbe Stunde später hörte ein die Strecke abgehender Bahnmeister merkwürdige Laute, deren Ursache er nachging. Bald fand er das Tier in seinen letzten Zügen am Bahnabhang liegen. Noch mit einem langen, rührenden Blick sah ihn der D-Zughund an, ehe er verendete, als ob er wüßte, daß es ein Eisenbahner war, der in diesem letzten Augenblick seines Leidens neben ihm stand.

So war Wolf, der nichts von den welterschütternden Ereignissen wußte und sich nicht wie die Menschen den neuen Verhältnissen anzupassen verstand, ein Opfer des Krieges geworden.

Allerlei

Der Engländer in der Tonne

Als vor kurzer Zeit eins unserer braven U-Boote nach Erfüllung seiner Aufgabe der Heimat zusteuerte, sichtete es am Horizont einen Gegenstand, der aufsah wie der Turm eines Unterseebootes. Da die Feststellung ergab, daß es sich nicht um ein deutsches Boot handelte, so wurde sofort zum Angriff getaucht. In der Nähe angekommen, wurde das Schrotrohr vorsichtig aus dem Wasser gesteckt. Der Kommandant hielt Umschau und schüttelte den Kopf — ein Unterseeboot war das nicht! — „Merkwürdige Sache", murmelte er, „wollen das Ding mal von der anderen Seite ansehen." Auch da war nichts zu sehen. „Vielleicht eine Mine," meinte der Mann am Steuerruder, „oder irgendeine neue Gemeinheit der Engländer, mit der sie uns schaden wollen!" — Kurz entschlossen taucht der Kommandant mit seinem Boot ganz auf und fährt mit der nötigen Vorsicht auf den Gegenstand zu. — Plötzlich guckt aus dem Ding ein Mensch heraus und fängt an, lebhaft zu winken. Für alle Fälle wurde ein Geschütz und ein Maschinengewehr besetzt und einige Leute mit Handgranaten bereitgestellt. Der Mensch auf dem noch unerklärten Etwas winkt und ruft weiter, ist aber vorläufig noch nicht zu verstehen. Endlich ist das U-Boot so nahe herangekommen, daß eine Verständigung möglich ist. „Erster Offizier von dem untergegangenen englischen Dampfer X," schallt es herüber, „bitte um Hilfe!" Das U-Boot fährt dicht heran, und man sieht nun einen Mann in einer großen Tonne sitzen, um die herum einige Balken befestigt. Der U-Boot-Kommandant läßt den Engländer an Bord kommen und fragt ihn unter anderem, wie lange er denn schon in seiner Tonne sitze. „Acht Tage," antwortete er „und ich bitte Sie, mich mitzunehmen und an ein neutrales Schiff abzugeben." „Das will ich gern tun," erwiderte der Kommandant, „aber leider habe ich schon so viele Landsleute von Ihnen als Gefangene an Bord, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann." Der Tonnenfahrer jammerte ob dieser Eröffnung und betonte immer wieder, daß er schon seit acht Tagen in dieser hilflosen Lage auf der See umhertreibe und gewiß umkommen werde, wenn ihm nicht geholfen würde. Da guckte es plötzlich lustig auf in dem ernsten Gesicht des deutschen Seeoffiziers: „Die achttägige Fahrt scheint Ihnen aber ganz gut bekommen zu sein," sagte er zu dem Engländer, „denn abgesehen davon, daß Sie vollständig frisch und gesund sind, haben Sie scheinbar auch alle notwendigen Ausrüstungsstücke eines Gentleman bei sich und haben nicht verfehlt, sich zu unserer Zusammenkunft frisch zu rasieren!" — Der Engländer wurde etwas verlegen und murmelte dann, er habe sich in der Zeit doch etwas geärgert, sein Schiff sei erst vor wenigen Stunden untergegangen.

Der U-Boot-Kommandant gab dem Schiffbrüchigen Wasser und Proviant und ließ ihn wieder in seine Tonne steigen, da bei der ruhigen See seine Gefahr für ihn bestand und auch schon englische Bewachungsfahrzeuge herbeieilten, das U-Boot anzugreifen. Dieses fuhr bereits weiter der Heimat zu. Wie die englischen Schiffe sich mit der Tonne abfinden und ob sie sie für ein deutsches U-Boot gehalten und beschossen haben, läßt sich leider nicht sagen.

„Ihr habt das Spiel gewonnen!"

„U. . . .", Kommandant Kapitänleutnant Hans Walther, befand sich im Juli auf einer Kreuzfahrt in der Nordsee. Mehrere Zusammentreffen mit feindlichen Luftschiffen, Zerstörern und U-Booten, wobei letztere eine tüchtige Anzahl Torpedos vergeblich verschossen hatten, waren bereits glücklich überstanden und der Zweck der Unternehmung erreicht, so daß an die Heimfahrt gedacht werden konnte.

Es herrschte ziemlich lebhafter südlicher Wind und bewegte See. Ein grauer Himmel wölbte sich griesgrämig über die Nordsee, und am Horizont ballten sich die drohenden Wolken nahender Regenböen zusammen.

Es war nachmittags gegen 2½ Uhr, als der Wachthabende von „U. . . ." plötzlich einen dunklen Gegenstand zeitweise zwischen den Wellenrücken auftauchen sah, der sich bald bei näherer Betrachtung durch das Fernrohr als ein feindliches Unterseeboot herausstellte. Mit größter Vorsicht, um sich dem Feinde nicht zu verraten, wurde in die günstigste Angriffsrichtung gegangen, so wie ein Jäger ein Wild beschleicht, was ausgezeichnet gelang.

Endlich konnte der todbringende Torpedo aus dem Rohr schießen und sich unter gewalt'ger Flammenwirkung und heftiger Detonation in das feindliche Unterseeboot hineinbohren. Als sich die Rauchwolke verzogen hatte, sah man nur einen großen Oelfleck, in dem ein Haufen von Trümmern trieb. Doch da streckte sich ein Arm hoch — ein Mensch. Schnell wurde darauf zugehalten, und kurz darauf ein Heizer aus dem Wasser geholt — der einzige Ueberlebende des englischen Unterseebootes „C. 34". Kaum war er, völlig durchnäßt und rauchgeschwärzt, an Bord von „U. . . ." gezogen worden, als er den bezeichnenden Ausspruch tat: „You won the game", „Ihr habt das Spiel gewonnen!"

Aus seinen Aussagen ging hervor, daß er im letzten Winter an Bord des kleinen Kreuzers „Isis" in Westindien an der Jagd auf die heldenhafte „Möwe" teilgenommen hatte. Wenn er also in Deutschland Gelegenheit haben sollte, mit einem unserer wackeren Blaujacken von der „Möwe" zusammenzutreffen, so kann er das Wort, mit dem er seine Retter begrüßte, mit derselben Berechtigung anwenden. Noch besser aber, wenn erst der U-Boot-Krieg seine Schuldigkeit getan hat, und wir ihn dann nach dem siegreichen Frieden in seine englische Heimat entlassen können.

Die Notlüge des englischen Kapitäns

Das funkelnagelneue Unterseeboot „U. . . ." steuerte am 23. August, von Deutschland kommend, mit südlichem Kurs seinem Ziele, dem Mittelmeere zu. Es herrschte ruhiges Wetter, und eine dunkle Nacht träumte über den glatten Wassern. Nur die bleiche, im ersten Viertel stehende Mondsichel sandte einen schwachen Lichtschein über die stille nächtliche See. Bewachungsfahrzeuge glitten manchmal vorbei, flinke kleine Motorboote und hurtige Zerstörer, deren mächtige Bugwellen aufsprühten und aufschäumten wie schnell über die Wasser huschende Lichtreflexe. Unbemerkt zog „U. . . ." in der lebhaften Fahrstraße seines Weges, bog manchmal vorsichtig den feindlichen Vorposten aus, hielt aber scharf. n Ausguck nach Beute für Torpedo und Geschütz.

Um 4 Uhr morgens wurde ein Dampfer gesichtet, der auf gleichem Kurs nach Süden strebte. Durch Erhöhung der Geschwindigkeit und geschickes Manövrieren gelang es „U. . . ", dem fremden Dampfer den Weg abzuschneiden und um 4 22 Uhr morgens einen Torpedo beizubringen, der in der Schiffsmitte auftrat und dort sogleich eine Kesselexplosion hervorrief, worauf der Dampfer langsam wegzusinken begann. „U. . . ." blieb vorerst in seiner Nähe, um bei Hellwerden Namen und weitere Angaben zu erhalten und gegebenenfalls auch dem Sinken etwas nachzuhelfen. Da der torpedierte Dampfer um 6.20 Uhr immer noch schwamm, wurde er durch einige Ehrenpatronen in die Tiefe geschickt. Es war der englische Dampfer „Winslston", 3270 Br.-R.-T., der mit Kohlen, Oel und Flugzeugteilen für die englische Admiralität nach Gibraltar bestimmt war. Der Kapitän, ein Reserveoffizier der englischen Marine, wurde gefangen genommen, was ihm augenscheinlich wenig angenehm war. Er hatte nämlich, um der Gefangennahme zu entgehen, seine Uniform ausgezogen und mit Zivilkleidern vertauscht. Außerdem hatte er aus dem Rettungsboot heraus auf die Anfrage des U-Bootskommandanten geantwortet, der Kapitän sei gefallen. Diese Notlüge half ihm aber nichts, der ängstliche Herr wurde als Gefangener an Bord des U-Boots genommen.

(Nachdruck verboten.)

Film-Bibliotheken

Etwas völlig Neues erfordert auch neue Worte; noch fehlt uns das angemessene Wort für eine Sammlung von Films für einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck. Bei dem Worte „Bibliothek" denken wir nur an Büchersammlungen — hier aber handelt es sich um die Sammlung von Films zu kinematographischen Vorführungen für wissenschaftliche Zwecke. Nach dieser Erläuterung können wir uns aber doch des Wortes „Film-Bibliothek" bedienen, da der Leser nun weiß, worum es sich handelt.

Die außerordentliche Bedeutung der Aufgabe, derartige Film-Bibliotheken anzulegen, haben gerade die letzten drei Jahre, die Kriegsjahre, auf das deutlichste gezeigt. Mehr als dickleibige Tagebücher, historische Darstellungen und Schilderungen eigener Erlebnisse werden der Nachwelt die in unserer Zeit entstandenen Kinofilms erzählen, wenn sie mit der nötigen Sorgfalt bewahrt werden. Sie werden sehr wertvolle Ergänzungen der schriftlichen Aufzeichnungen bilden, zumal sie ja nicht ein totes Bild geben, sondern immer wieder lebend vorgeführt werden können. Aber dieser große Krieg ist eben nur ein anschauliches Beispiel für die Bedeutung einer Sammlung historischer Films für Studienzwecke. Auch in kulturhistorischer Hinsicht wären derartige Aufnahmen höchst wertvoll. Man vergegenwärtige sich, mit welch außerordentlichem Interesse wir Aufnahmen von Straßenszenen, Aufzügen, Volksfesten und Festen usw. betrachten würden, die vor 100 Jahren aufgenommen und nun wieder belebt werden könnten. Vor 100 Jahren gab es keine Kinematographie, aber das Beispiel zeigt uns ungefähr, mit welchen Augen unsere Enkel und Urenkel die Vorgänge unserer Zeit im lebenden Bilde betrachten würden.

In Amerika existiert bereits, wenn auch noch in beschränktem Umfange, ein derartiges historisches Archiv. Es ist vom Kurator Edgar R. Harlan vom historischen Departement des Staates Iowa gegründet worden und dient dem Zwecke, die Schüler nach 20 und 30 Jahren die Geschichte des Staates mit Hilfe lebender Bilder zu lehren. Aufgabe der Technik aber wäre es, die Films so zu vervollkommnen, daß sie nicht nur einige, sondern viele Jahrzehnte überdauern. Bis heute zählt dieses Archiv über 200 Rollen in einer Gesamtlänge von etwa 15 000 Metern und soll den kommenden Generationen das Verständnis für das Leben zu Beginn des 20. Jahrhunderts vermitteln. Neu ist die Idee, die Films als Lehrmittel in die Schule einzuführen, keineswegs. Das haben schon verschiedene Pädagogen getan, und sehr lehrreiche naturwissenschaftliche Films sieht man in den meisten Lichtbildtheatern, so z. B. das Wachsen von Pflanzen, das Leben äußerst kleiner, im Bilde tausendfach vergrößerter Lebewesen, das Familienleben der Vögel usw. In technischer Hinsicht haben sich die Vorführungen von Werkstätten, die Fabrikation mannigfachster Erzeugnisse in den einzelnen Phasen als außerordentlich lehrhaft erwiesen — es wäre auch für die Geschichte der Technik von außerordentlicher Bedeutung, derartige Films zu sammeln. Aber hier handelt es sich zum ersten Mal um die Schaffung eines Archivs für den Geschichtsunterricht. Die Klasse wird in der Lage sein, historischen Vorgängen beizuwohnen, die sich vor 20 oder 30 Jahren ereigneten; und was in lebendiger Gestalt vorgeführt wird, prägt sich naturgemäß dem Gedächtnis weit besser ein, als ein nüchterner Vortrag. So ist z. B. Iowa sehr stolz auf den Ruf, als der erste und bedeutendste Ackerbau und Viehzucht treibende Staat des Landes geschätzt zu werden; er veranstaltet alljährlich unter einem Aufwand von vielen Millionen eine großartige Viehparade, die auch als Film im Archiv niedergelegt ist. Ferner sind die Arbeiten am Riesendamm von Keokuk und einige der größten Fabrikanlagen des Staates aufgenommen. Um Fabrikationsverfahren vorführen zu können. Was im Staate für die Säuglings-Fürsorge getan wird, lehrt ein Film der alljährlich veranstalteten großen Schau kleiner Kinder. Andere Bilder zeigen die zerstörende Wirkung eines Tornados, einen Zusammenstoß von Eisenbahnzügen, Straßenszenen aus größeren Städten des Staates, Fußballkämpfe von Studenten und Schülern usw.

Da jeder Staat sein eigenartiges Leben besitzt, so sind derartige Aufnahmen sehr wechselvoll. Das träfe auch für die europäischen Staaten zu, und ein gegenseitiger Austausch würde den Lehranstalten große Vorteile bieten. Der Nutzen würde sehr schnell zutage treten, wie z. B. folgendes Beispiel lehrt: Kinder, die in den Kriegsjahren geboren wurden, bezw. bei Beginn des Krieges noch in den ersten Lebensjahren standen, haben natürlich nicht die geringste Vorstellung von den Ereignissen unserer Zeit. Aber schon noch 5 oder 6 Jahren wird man ihnen im lebendigen Bilde zeigen können, was sie in Wahrheit mit erlebt haben, und sie werden eine anschauliche Vorstellung von diesen Ereignissen gewinnen.

Das Archiv des Kurators Harlan war bemüht, die Kosten auf ein sehr geringes Maß zu beschränken; es hat mit den Filmgesellschaften des Staates ein Uebereinkommen getroffen, nach welchem die abgespielten Films von historischem Interesse dem Archiv ohne Entschädigung auszuliefern sind. Das geschieht, sobald der Handelswert des Films so weit gesunken ist, daß seine Vorführung an der Oeffentlichkeit sich nicht mehr lohnen würde. Die Films bleiben dann Eigentum des Staates. Bei der großen Bedeutung derartiger Film-Archive müßten für diese natürlich staatliche Mittel ebenso gut zur Verfügung gestellt werden, wie für wissenschaftliche Bibliotheken; und für diese Zwecke werden ja bekanntlich fast in allen größeren Staaten Millionen zur Verfügung gehalten.

Eine technisch bedeutsame Aufgabe bildet die Aufbewahrung der Film-Negative. Sie muß natürlich außerordentlich sorgsam geschehen. In Harlans Archiv sind sie in luftdicht schließenden Zinnenbüchsen untergebracht, die in feuersicheren Gewölben lagern. Wenn man berücksichtigt, in welch kurzer Zeit die außerordentlich vollkommene kinematographische Technik sich entwickelt hat, so wird man nicht daran zweifeln, daß sich auch tüchtige Praktiker mit der zweckmäßigen Bewahrung der Films beschäftigen und die nötigen technischen Mittel ausfindig machen werden.

Fr. Hb.

(Nachdruck verboten!)

Deutsche Waldschätze

Harze und Holzwirtschaft

Die in den letzten Jahrzehnten so gewaltige Anwendung der deutschen Industrie zeitigte einen ständig steigenden Bedarf an Harzen. Die Einfuhr an Fichtenharz allein betrug in den letzten beiden, dem Kriege vorangegangenen Jahren nicht weniger als 113 000 bezw. 96 000 Tonnen. Eine heimische Produktion gab es kaum, wenigstens trat sie nicht nennenswert in die Erscheinung. Fast das gesamte in Deutschland für industrielle Zwecke verarbeitete Fichtenharz kam aus Frankreich und den Vereinigten Staaten von Amerika. Ein kleiner Teil wurde hier gereinigt und veredelt und dann wieder ausgeführt. Die Ausfuhr war jedoch keine sehr große, sie belief sich während der beiden genannten Jahre auf rund 17 000 bezw. 26 000 Tonnen, wovon ein großer Teil nach Oesterreich-Ungarn ging. Ebenso wie beim Fichtenharz war es auch bei allen anderen Harzarten, sowohl bei Hart- wie bei Weichharzen der verschiedensten Sorten.

Diese Zustände bargen einen dreifachen Nachteil in sich. Zunächst einmal waren wir in bezug auf unseren Harzbedarf vom Auslande abhängig, und diese Abhängigkeit erstreckte sich auf eine ganze Anzahl von Industriezweigen, die Harze verarbeiteten, so z. B. auf die Papierindustrie, die die Harze zur sogenannten „Harzleimung" der Papiere benötigt, ferner auf die Lackindustrie, die Faßfabrikation, die Appretur der Textilindustrie, die Seifenfabrikation, die Industrie gewisser Schmieröle und Leuchtöle, die Industrie des Terpentins usw. usw. Dann flossen alljährlich Millionen für die aus der Fremde bezogenen Harze ins Ausland. Endlich aber wurde der Reichtum unserer Wälder nicht in dem Maße erschöpft, wie es tatsächlich hätte geschehen können. Maßgebend hierbei war unter anderem auch der Gesichtspunkt, daß man fürchtete, durch eine intensive Harznutzung dem Waldbestand selbst zu schaden.

Inzwischen hat jedoch das Beispiel Frankreichs, insbesondere Südfrankreichs, gezeigt, daß sich Harzgewinnung und Waldwirtschaft sehr gut miteinander vereinigen lassen, wenn man bei der ersteren gewisse Gesichtspunkte berücksichtigt. In Südfrankreich sind weite Strecken Landes mit Koniferen angepflanzt, aus denen ständig Harz gewonnen wird, ohne daß dabei eine Schädigung des Wachstums oder der Beschaffenheit des Holzes eintritt. Seit kurzem gewähren auch einzelne Teile unserer Fichten- und Föhrenwälder einen merkwürdigen Anblick. Unten über der Wurzel ist die Rinde abgeschabt, und es sind zum Teil Zapflöcher angebracht — alles Maßnahmen, die zur Harzgewinnung dienen. Wir sind also dabei, uns in bezug auf die Deckung unseres Harzbedarfs vom Auslande unabhängig zu machen und haben vorerst ein Verfahren, das sogenannte „Schorrverfahren", zu diesem Zwecke in Betrieb gesetzt. Das an den geschabten Stellen ausfließende Harz wird gesammelt, ebenso das, das dort fließt, wo die Rinde durch das Rotwild abgenagt worden ist. Die Verarbeitung des so gewonnenen Rohharzes ist dem Ausschuß für tierische und pflanzliche Oele und Fette übertragen worden.

Für den Bestand unserer Wälder ist dabei nichts zu fürchten. Es werden nämlich durchweg solche Bestände angezapft, die entweder schlagreif sind, oder die einen mindestens achtzigjährigen Bestand aufweisen. Bäume von diesem Alter können, wie das Beispiel Frankreichs lehrt, die Entnahme von Harz sehr wohl vertragen. Der Krieg hat uns aber nicht nur gelehrt, unsere eigenen Reichtümer an Harzen auszunützen, sondern er hat uns auch neue Verwendungsarten des Holzes selbst erschlossen, das bereits vielfach als Ersatz, und zwar als guter und wertvoller Ersatz für manche Textilfasern, gilt. Vor allem wird aber auch Papier daraus hergestellt, und so ergibt sich erst jetzt in Deutschland das Bild einer sehr intensiven Aus-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191710071-19/fragment/page=0007

nützung der Nadelhölzer für die Zwecke der Papierfabrikation. Man gewinnt sowohl Papiermasse wie den zur Leimung des Papiers nötigen Harzleim aus unserem Waldbestand.

Vorerst sind es nur die Nadelhölzer, die zur Harzgewinnung herangezogen wurden. Es gibt aber auch noch eine ganze Anzahl von anderen Harzen, die man aus Laubhölzern gewinnt, wie z. B. Akazienharz, das von uns bisher aus Aegypten und Britisch-Indien bezogen wurde. Sicherlich lohnt auch hier ein Versuch, der wohl nur noch eine Frage der Zeit sein dürfte, denn auch Akazien besitzen wir in Deutschland in Massen, ebenso andere zur Gewinnung von Harzen geeignete Laubpflanzen. So zeigt uns der Krieg immer mehr Gebiete, auf denen wir uns erst durch seinen Einfluß unserer Reichtümer bewußt werden, und auf denen er uns zu einer intensiven Wirtschaft anspornt, die für die zukünftige Entwicklung unserer Volkswirtschaft und Finanzkraft nur von höchstem Vorteil sein kann.

Dr. A. N.

Nachdruck verboten!

Bunte Mappe

Wie vertreibt man am besten Fliegen?

Seitdem man weiß, daß die Fliegen als Ueberträger ansteckender Krankheiten höchst verhängnisvolle Wirkungen ausüben können, ist es nicht nur wegen der Lästigkeit, sondern auch wegen der Gefährlichkeit dieser Tiere unbedingt nötig, daß allgemeiner als bisher Schritte zum Vertreiben der Fliegen unternommen werden müssen. Unbedingt nötig wäre es in der jetzigen Kriegszeit, Fliegen aus Krankenhäusern und Lazaretten fortzujagen. Eigenartige Versuche nach der Richtung hin, gegen welche Art von Lichtstrahlen die Augen der Fliegen empfindlich sind, haben nun zu einer bemerkenswerten Entdeckung geführt, durch welche hoffentlich dem Fliegenübel bald ganz abgeholfen werden dürfte. Während nämlich wir Menschen durch blaues Glas hindurchblicken können und einen blauen Gegenstand jedenfalls als farbigen Gegenstand erblicken, scheint für alle Fliegen die Farbe blau den Eindruck hervorzurufen, der bei uns schwarz oder Dunkelheit erzeugt. Wenn man also in Lazaretten die Zimmer durch blaue Scheiben beleuchtet, so verhalten sich die noch innerhalb der Zimmer befindlichen Fliegen unbeweglich, wie sie es in der Dunkelheit zu tun pflegen. Sobald man dann durch eine Fensterklappe weißes Licht hereinströmen läßt, stürzen alle Fliegen geschwind ins Freie.

An der Richtigkeit dieser Versuche ist nicht zu zweifeln, da sie wiederholt ausgeführt worden sind. Es fragt sich nur, ob auf die Dauer das blaue Licht anstelle des gleichmäßig weißen den Augen der Kranken wohltut? Dagegen liegt kein Bedenken vor, dieses Mittel zur Vertreibung von Fliegen in Nahrungsmittelgeschäften zu versuchen, was hiermit angelegentlichst empfohlen sein soll.

—z.

Logik.

„Thomas", sagte der Vater, als er einsah, daß sein Sohn nichts lernte und viel Geld verschwendete; „Thomas, was hast Du in den letzten Semestern studiert?"

„Logik, Vater", erwiderte Thomas. „Ich kann Dir beweisen, daß Du nicht hier bist."

„Wirklich? Wieso?"

„Sieh mal, Du mußt entweder in Rom oder anderswo sein, nicht wahr?"

„Gewiß."

Du bist nicht in Rom."

„Nein."

„Dann mußt Du anderswo sein. — Und wenn Du anderswo bist, kannst Du nicht hier sein."

Statt der Antwort ergriff der Vater einen Rohrstock, der neben ihm auf dem Tische lag, und ließ ihn einige Male auf dem Rücken seines logischen Sohnes herumtanzen.

„Vater!" rief Thomas, „Du tust mir weh!"

„Unmöglich", sagte der Vater, „Du hast mir eben bewiesen, daß ich nicht hier bin. Wie kann ich Dir denn weh tun?

Thomas begriff, daß seine Logik irgendwo einen Riß hatte.

Um zu sparen

Ein Herr kehrte von einer weiten Reise zurück und brachte seiner Frau einen kostbaren Shawl mit. Er sann darüber nach, wie er die Steuer für dieses bereits so teure Kleidungsstück sparen könne, und da soeben das Land sichtbar wurde, teilte er einer reizenden Schiffsgefährtin seine Verlegenheit mit.

„Aber die Sache ist so ungemein einfach", lächelte die liebenswürdige Dame. „Sie geben mir den Shawl um, und damit fällt jede Frage fort."

Entzückt über die Schlagfertigkeit ihres Geistes nahm der Herr den Vorschlag an. Der äußerst kleidsame Shawl schmückte alsbald die Schultern der Dame, und der Transport der Gepäckstücke auf das Land ging ohne Störung vor sich. Am Ufer sprach der Herr der Dame seinen Dank aus, redete von dem Vergnügen, das ihre Gesellschaft ihm gewährt, gab der Hoffnung Ausdruck, sie auf ferneren Fahrten wiederzufinden und erbat sich schließlich den Shawl.

„Welchen Shawl?" fragte die Dame unbefangen.

„Den Shawl, den Sie umhaben, natürlich," erwiderte er etwas überrascht.

„Weshalb soll ich Ihnen denn meinen Shawl geben?" fragte sie.

Kurzum, es entspann sich ein immer heftiger werdendes Zwiegespräch, im Verlaufe dessen die Frau mit dem Schutzmann drohte, falls der Herr von seinem Verlangen nicht abstände. Und da der Herr den Shawl nur dann beanspruchen konnte, wenn er seine Absicht der Steuerumgehung eingestand, so mußte er das seiner Frau zugedachte Geschenk in den Händen der hübschen Gaunerin lassen.

Neue Bücher

— **Deutscher Jokus von Jodocus.** Satirische Dichtungen; mit Umschlagbild von F. P. Glaß. (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.) Preis 50 Pfg. — Eine Fülle witziger Einfälle drängt sich in den blankgeschliffenen Versen dieses kampfesfrohen Buches, das von Hieben und Paraden nur so funkelt. Was die Th. Th. Heine, Gulbransson und Blix auf zeichnerischem Gebiete, das hat hier ein eminent dichterischer Geist auf literarischem Gebiete geleistet und vor allem die Figuren des John Bull und des Neutralitäts- und Weltfriedens-Präsidenten Wilson hingestellt als politische Zerrfiguren von wahrhaft künstlerischer Monumentalität! Das ist kein „leerer" Jokus, das ist deutscher Witz, geboren in bitterernster, aber großer Zeit aus einem groß fühlenden, mannhaften Geiste. Jeder Deutsche, daheim wie draußen am Feinde, wird sich aus diesem Buch Ergötzung und Befreiung nicht nur, sondern auch Kräftigung und seelische Labe holen.

— **Wera Niethammer, Wunderfitzchen.** Ein Waldmärchen. Kleinen Leuten erzählt. Mit 31 farbigen Originalholzschnitten von Fritz Lang. 84 Seiten stark; Quer-Oktavformat. 4. bis 5. Tausend. Gebunden 3 Mark. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart. — Dies ist ein ganz reizendes Buch, das ein frohes Kinderherz entzücken muß. Es erzählt uns von einem kleinen Waldgeist, dem es in seinem Wurzelhäuschen bei Moos und Pilzen zu still und eng wird und der die goldene Waldwiese suchen will, wo man immer singen, tanzen und glücklich sein darf. Auf seiner Wanderung macht er Bekanntschaft mit dem gütigen Reh, das ihm Nachtherberge beut, mit der lustigen Quakelinde, auf dessen Schiffchen er fahren darf, mit der klugen Feldmaus, die ihm das Leben rettet; aber alle, selbst die leuchtenden Prinzen auf der Waldwiese erzählen, daß man nicht nur lustig sein dürfe, sondern erst recht fröhlich werde bei der Arbeit. Da kehrt das Wunderfitzchen wieder heim mit dem Klang der Nachtigall im Herzen und merkt nun, daß es nirgends schöner ist, als im eigenen Waldhäuschen. — Das Buch ist geschmückt von ganz wunderhübschen farbigen Holzschnitten, die Fritz Lang selber in Holz geschnitten hat und die das frische, reiche Naturempfinden, das durch das ganze Buch weht, ausgezeichnet widerspiegeln. Ich möchte das Buch Müttern und Kindern herzlich empfehlen.

— **Diederich, Prof. Dr. Benno, Die schönsten Geschichten des griechischen Altertums.** Neu erzählt. Mit 20 Tondruckbildern nach Originalen von Max Vernuth. 320 Seiten stark; Oktavformat. Für Knaben bis 16 Jahre. 3. Tausend. Gebunden 5 Mk.

— **Diederich, Prof. Dr. Benno, Ein Weltkrieg im Altertum.** Geschichten aus dem griechischen Altertum. Neu erzählt. Mit 10 Tondruckbildern nach Originalen von Max Vernuth. 160 Seiten stark; 4.—5. Tausend. Gebunden 3 Mk.

— **Diederich, Prof. Dr. Benno, Von den alten Weltreichen.** Geschichten aus dem griechischen Altertum. Neu erzählt. Mit 10 Tondruckbildern nach Originalen von Max Vernuth. 160 Seiten stark; 4.—5. Tausend. Gebunden 3 Mk. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Als ein Gegenstück zu Gustav Schwabs berühmten „Schönsten Sagen des Altertums" beschränkt sich das vorliegende Werk darauf, die klassischen Geschichten des griechischen Altertums in neuer Fassung unserer heranwachsenden Jugend zu erzählen. Der Stammvater der Erzähler und Fabulierer, Herodot, ist dem Werke zu Pate gestanden; seine Erzählungen vom Werden und Vergehen kleiner und großer Reiche, von den Schicksalen der Menschen einer lang vergangenen Zeit, sind der Bearbeitung zugrunde gelegt und erstehen neu vor unserem Auge. Der Heldenkampf des kleinen hellenischen Volkes gegen die kriegsgewaltigen Perser, die prächtigen Geschichten von Krösus und Kambyses, Cyrus und Darius werden unserer, den alten Sprachen fremd gewordenen Jugend neu erzählt. Wir möchten dem Buche und seinen Geschichten, an denen sich viele Generationen erfreut und gebildet haben, eine recht weite Verbreitung wünschen.

*

— **Nietzsche und die Engländer.** Ueber Nietzsches Verhältnis zur englischen Philosophie, das im Weiteren eine Stellungnahme zum englischen Geiste schlechthin bedeutet, macht der Jenenser Hochschullehrer der Philosophie Dr. Bruno Bauch im soeben erschienenen Septemberheft der von Wilhelm Kiefer herausgegebenen Monatsschrift „Deutsches Volkstum" (Verlag der Deutschnationalen Verlags-Aktiengesellschaft, Hamburg 36) sehr lesenswerte Mitteilungen. Er schreibt: Er haßt die englische Krämermoral vor allem darum, weil sie das Ganze menschlicher Beziehungen auf eine Art von Gegenseitigkeit der Leistungen zu gründen und so alles Handeln als eine Art von Abzahlungsgeschäft zu verstehen sucht. Unter dem Scheine persönlicher und individueller Freiheit macht sich eine brutale Nützlichkeitssucht breit, die alle echten und inneren persönlichen Werte „persönlicht" veräußerlicht und entwertet. Und das eben ist das Abscheuliche, daß diese alles Persönliche und Individuelle ertötende Nützlichkeitssucht noch Persönliches und Individuelles vorheuchelt, vorlügt und vortäuscht. Unter den „englischen Flachköpfen", die diesen Ausgleich und diese Gegenseitigkeit und dieses Abzahlungsgeschäft als Moral betreiben, ist nach Nietzsches Meinung neben dem „englischen Krämertum à la Spencer" „der Flachkopf John Stuart Mill" typisch. Gegen ihn wendet er sich mit dem ganzen Zorn seiner vornehmen Seele: „Ich perhorresziere seine Gemeinheit, welche sagt, „was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig", „was du nicht willst . . ." usw., „das füg' auch keinem andern zu"; welche den ganzen menschlichen Verkehr auf Gegenseitigkeit der Leistung begründen will, so daß die Handlung als eine Art Abzahlung erscheint für Etwas, das uns erwiesen ist. Hier ist die Voraussetzung gemein im untersten Sinne: hier wird die Aequivalenz der Werte von Handlungen vorausgesetzt bei mir und bei dir; hier ist der persönlichste Wert einer Handlung einfach annulliert (das, was durch nichts ausgeglichen und bezahlt werden kann). Die Gegenseitigkeit ist eine große Gemeinheit; gerade daß etwas, das ich tue, nicht von einem Anderen getan werden dürfte und könnte, daß es keinen Ausgleich geben darf, . . . daß man in einem tieferen Sinne nie zurückgibt, weil man etwas Einmaliges ist, und nur Einmaliges tut, — diese Grundüberzeugung enthält die Ursache der aristokratischen Absonderung von der Menge, weil die Menge an „Gleichheit" und folglich Ausgleichbarkeit und „Gegenseitigkeit" glaubt". Diese englische Krämermoral ist aber etwa nicht nur bezeichnend für die englische Moralphilosophie, sondern für das ganze englische Wesen, das sich in seiner Philosophie nur recht genau spiegelt. Und wie Nietzsche die logische Unzulänglichkeit aller Glücks- und Nützlichkeitsmoral aufdeckt, so kann er auch die Behauptung der vermeintlich tatsächlichen Nützlichkeitssucht damit abfertigen, daß er kurz und rund erklärt: „Man muß Engländer sein, um glauben zu können, daß der Mensch nur seinen Vorteil sucht." Darum unterschätzte er freilich nicht die allgemeine Gefahr dieser englischen Krankheit der Nützlichkeits- und Vorteilssucht. Wenn er selber eine Umwertung aller Werte erstrebte, so geschah das nicht zum geringsten Teile gerade im schärfsten Gegensatze gegen den Utilitarismus, der in England von Bacon bis in unsere Zeit seine geistverheerende und seelenvergiftende Wirkungen übte, die freilich ihren tiefsten Tiefstand erst in dem neuen Jahrhundert erreichen sollten. In dieser Vorteilssucht erblickte Nietzsche mit Recht den hervorragendsten Anteil dessen, was er die „englisch-mechanistische Weltvertölpelung" nannte. In dieser „Weltvertölpelung" aber sind die Engländer wahrhaft Meister. Und in dieser Meisterschaft liegt ihre Gefahr. Denn, hat die englische Nützlichkeitssucht erst die Welt vertölpelt, dann wird sie auch brutal genug sein, die Welt zu übertölpeln. Brutalität und Utilitarismus gehen Hand in Hand, und selbst die gemeinste Lüge kann über ihren Bund nicht hinwegtäuschen. In der Tat ist es ja, wie Nietzsche hervorhebt, den Engländern bereits gelungen, Europa zum nicht geringen Teil auf den Tiefstand „englischer Flachköpfe" herabzudrücken; ja zu einem so großen Teile ist Europa durch England bereits verderbt, daß der ganze europäische Geist durch die „englischen Flachköpfe" herabgezogen ist. Diese haben, so sagt Nietzsche, „mit ihrer tiefen Durchschnittlichkeit eine Gesamt-Depression des europäischen Geistes verursacht". Ja, Nietzsche sieht wohl deutlich, daß die „tiefe Durchschnittlichkeit" der Engländer nicht nur den europäischen Geist herabgedrückt hat, sondern ihre depravierende Wirkung noch sehr viel weiter erstrecken wird. Darum sagt er geradezu: „Englands Klein-Geisterei ist die große Gefahr jetzt auf der Erde!"

Vorrätig bei oder zu beziehen durch

Tausch & Grosse, Buch- und Kunsthandlung

Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 38.

Für unsere Frauen

Ein neues Einkaufssystem für unsere Hausfrauen

Unten im Hofe klingelt der Gemüsehändler und ruft gleich darauf mit lauter Stimme seine Ware aus. Früher, als wir unser „System" noch nicht entdeckt hatten, da wäre ich wie elektrisiert bei diesen Klängen aufgesprungen und unfehlbar an der Tür mit meiner „Stütze" zusammengeprallt, die vom gleichen Wunsche beseelt, zu mir kommen wollte, sich Erlaubnis zum von mir gewünschten Einkauf zu holen. Ungezählte Male würde es wieder geschehen, wenn wir eben nicht das besagte System gefunden hätten.

Worin dieses besteht? Ach, es ist sehr einfach und trägt doch so ungemein zu meiner und befreundeter Hausfrauen Beruhigung bei, wenn wir nicht selbst „daran" sind.

Was das heißt? Mit drei befreundeten Familien, in nächster Nähe wohnhaft, habe ich ein Abkommen getroffen dahingehend, daß abwechselnd eine von uns vier Hausfrauen ihre Stütze, Aufwärterin oder Stundenfrau für uns anderen mit einkaufen läßt, während wir jeder Einkaufspflicht während drei langer Wochen enthoben sind. Nach dieser neuen Ordnung, diesem neuen Einkaufssystem von uns vier Familien, haben wir nichts weiter nötig, als zu einer vereinbarten Stunde zur einkaufenden Verbündeten zu schicken und die von dieser für uns eingekauften Lebensmittel abholen und mit ihr verrechnen zu lassen.

Wir sind darin einig geworden, daß wir außer allen uns zugewiesenen Lebensmitteln, auch Gemüse und Obst vom Straßenhändler abnehmen, resp. vorher unseren Bedarf bei ihr bestellen. Sie übernimmt während ihrer „Pflichtwoche" die Verantwortung für sämtliche Marken, läßt anmelden und abholen je nach Bedarf, während die anderen, außer den rationierten Lebensmitteln, nur für den gelegentlichen Einkauf markenfreier zu sorgen brauchen. Was diese Entlastung jedoch für die Hausfrau heißt, kann nur jene Mitschwester ermessen, für die ebenfalls durch liebe Verwandte oder Bekannte in dieser Weise gesorgt ist, nachdem sie monatelang zuvor an der Jagd nach den Lebensmitteln teilnehmen mußte.

Drei lange Wochen hindurch, braucht uns anderen Hausfrauen kein Anmelden und Abholen der Lebensmittel, kein rechtzeitiges Eintreffen beim Kaufmann, Fleischer, Bäcker, Gemüse- und Milchhändler, kein Klingelzeichen im Hofe, Unruhe und Störungen im Haushalt zu bereiten. Wie das „Tischlein deck dich" im Märchen, finden wir bei unserer „Einkaufs-Vertreterin" alle uns zustehenden Lebensmittel vorrätig und haben nun ohne Zeitverlust nur den Transport derselben bis zur eigenen Wohnung zu bewerkstelligen. Aber wir waren noch großzügiger als neue Einkaufsgenossenschaft: Wir haben uns einen kleinen Handwagen gemeinsam gemietet, mit dem uns ein Bote größere Posten Gemüse, Kartoffeln usw. von der Markthalle und vom Großmarkt heimschaffen und Jedem einzelnen zuführen kann.

Wir sind mit diesem neuen Einkaufssystem schon seit Monaten äußerst zufrieden. Wünschen wir Obst oder Gemüse, so schreiben wir die uns erwünschte Menge gewissenhaft auf, unterzeichnen mit unserem Namen und schicken zur Verrechnung einen ausreichenden Betrag mit. Natürlich sieht jede von uns vier Hausfrauen ihre besondere Ehre darin, möglichst billig und vorteilhaft einzukaufen. Und dieser kleine Wettbewerb dient untereinander zum Ansporn, nicht hinter der guten Leistung der anderen zurückzustehen.

Wieder höre ich's klingeln, diesmal schon weit entfernt, aber mich kümmert's nicht. Ich weiß, daß ich am Spätnachmittag alles das erhalten werde, was der Straßenhändler verführerisch auf seinem Wagen aufbaute und feilbot. Unbesorgt können wir inzwischen daheim unsere jetzt doppelt großen Pflichten erfüllen, meine Stütze ist stets zur Hand, wenn ich sie brauche, das Mittagessen ist zur festgesetzten Zeit tadellos fertig und am Nachmittag kann ich meinen ehrenamtlichen Pflichten in größter Ruhe nachgehen, ohne befürchten zu müssen, daß daheim mein Haushalt oder meine Familie auch nur im geringsten darunter leidet.

Nur eins bedingt dieses neue Einkaufssystem: volles gegenseitiges Vertrauen, verbunden mit größter Gewissenhaftigkeit und Verantwortlichkeitsgefühl, um unnütze und unökonomische Ausgaben zu vermeiden und damit die Wirtschaftskasse unnötig zu belasten.

E. Th.

Gesundheitspflege

— **Bei blutendem Zahnfleisch** wende man keine scharfe Zahnbürste an, da diese von neuem reizt und zu Entzündungen Anlaß gibt. Will man jedoch aus irgend welchem Grunde keine weichere Zahnbürste anschaffen, so lege man bei jeder Reinigung des Mundes und der Zähne etwas Watte auf die Bürste und benutze sie nun in gewohnter Weise. Diese Auflage verhindert das Reizen des empfindlichen Zahnfleisches durch die Borsten derselben und gestattet dennoch (da sie sich leicht anschmiegt) das gründliche Reinigen der Zähne und ihrer Zwischenräume.

H.

— **Benzoetinktur** ist ein vorzügliches Mittel, um kleine Wunden, die man sich durch Schneiden, Reißen oder Splitter zugezogen hat, zu schließen. Und zwar wäscht man die betreffende Stelle sorgfältig sauber und bepinselt sie dann mit obiger Flüssigkeit. Diese verdichtet sich nach dem Trocknen zu einem dünnen Häutchen, so daß kein Staub mehr hineindringen kann und die Wunde darunter schnell und ohne Schmerzen verheilt.

Dr. M.

— **Naßkalte Füße der Schulkinder.** In der Uebergangszeit vom Sommer zum Herbst stellen sich bei vielen Schulkindern allerlei Katarrhe ein, die mit leichtem Schnupfen und Husten beginnend, oft zu schweren Krankheiten des Gesamtorganismus führen können. Dem Arzte, dem solche Fälle zur Behandlung überwiesen werden, sind ihre Entstehungsursachen nur selten völlig bekannt. Er weiß, daß neun Zehntel aller plötzlich auftretenden Herbstkrankheiten der Kinder auf naßkalte Füße zurückzuführen sind, wie Dr. Laujchka in einem seiner Werke sehr treffend ausführt. Leider wissen die meisten Mütter nichts davon, daß ihre Lieblinge mit kalten, feuchten Füßen aus der Schule heimkehren, und diese selbst beachten das unangenehme Gefühl, daß sie verursachen, nur ganz selten und führen noch weniger Klage darüber. So kommt es, daß schließlich ein Kind vom Morgen bis zum Abend, trotz hinreichender Bewegung keine warmen Füße bekommt, da die feucht gewordenen Strümpfe die regelrechte Durchblutung des Fußes verhindern. So schnell nun derartige Erkältungskrankheiten aufzutreten pflegen, so langsam sind sie vielfach zu heilen und in mancher sorgenvollen Stunde am Bett des fiebernden Kindes quält sich dann die Mutter desselben mit Vorwürfen, daß sie nicht besser für sein Wohl gesorgt und in der Uebergangszeit ihr Augenmerk täglich auch auf die Beschaffenheit der Fußbekleidung ihres Lieblings richtete. — Locker gewebte oder gestrickte Strümpfe, weite bequeme Schuhe zum Wechseln und ebenfalls doppelt vorhandene Einlegesohlen aus Stroh, Kork oder besser noch Loofah (die sich mit kochendem Seifenwasser reinigen lassen und nach dem Trocknen und Pressen wieder weich und locker sind) gewähren einen gewissen Schutz gegen das Eindringen von Nässe und Kälte Dabei muß aber das Oberleder durch gute Lederschmiere wasserdicht gemacht sein und die gebrauchten Schuhe stets von innen durch Einfüllen von Häcksel von aller Feuchtigkeit befreit werden. — Außerdem aber sollte jede Mutter nach der Schule sich von der Wärme ihrer Kinder eigenhändig überzeugen und bei festgestellter Kälte derselben sofort ein warmes Fußbad bereiten, daß sie durch Zugießen von kaltem Wasser nach und nach während fünf Minuten bis auf 10 Grad Reaumur abkühlt. Dann frottiere sie die Füße gut trocken, ziehe trockene Strümpfe darüber und kann nun unbesorgt sein um etwaige Folgen der naßkalten Füße ihres Kindes.

Dr. Schöner.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Simon.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191710071-19/fragment/page=0008